

# Carl Friedrich Bahrdt.

Von Dr. Rudolf Ziel,  
Ahrenshoop.

Am 25. August 1941 waren 200 Jahre verflossen, seit zu Bischofswerda in Sachsen Carl Friedrich Bahrdt geboren wurde. Am 23. April 1942 jährt sich sein Todestag zum 150. Male.

Das zwischen diesen beiden Zeitpunkten liegende Leben, kurz nach unsern heutigen Zeitmaßen, ist so gedrängt voll von Ereignissen und Gestalten, daß es schon manch einen gelockt hat, die bunte Abenteuerlichkeit der fünfbandigen Lebensbeschreibung<sup>1)</sup> nachzuerzählen, die in seinen letzten Lebensjahren Bahrdt selbst verfaßt und veröffentlicht hat. Schon damals schien die Beschreibung dieses Lebens ein so verlockendes buchhändlerisches Unternehmen, daß es dem Autor gelang, von zwei Verlegern darauf Vorschuß zu nehmen und sie endlich einem dritten gegen gute klingende Münze zu verkaufen. Einer von den Geprellten freilich rächte sich und ließ seinerseits eine Lebensbeschreibung Bahrdts erscheinen, die über die beiden ersten Lebensetappen des Dargestellten nicht hinausreicht, aus ihnen aber schonungslos und nüchtern manches aufdeckt, was mit dessen erfindungsreicher Romantik nicht ganz zusammenstimmt<sup>2)</sup>. Unmittelbar nach Bahrdts Tode hat der Herausgeber des bedeutendsten der damals beliebten „Necrologe“ eine aus diesen Quellen und mündlichen und schriftlichen Berichten Dritter zusammengewobene Darstellung des Lebens des Verstorbenen gebracht<sup>3)</sup>, auf die im Grunde die Abstempelung als „enfant terrible“ der Aufklärung zurück-

---

1) Dr. Carl Friedrich Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. Von ihm selbst geschrieben. Berlin, bey Friedrich Vieweg dem Älteren. 4 Teile. 1790/91.

Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses nebst geheimen Urkunden und Aufschlüssen über Deutsche Union. Von Dr. Carl Friedrich Bahrdt. Berlin und Wien, bey Friedrich Vieweg dem Älteren und Joseph Stahel. 1790.

2) Leben Meinungen und Schicksale D. Carl Friedrich Bahrdts aus Urkunden gezogen von D. Pott. Leipzig, 1790.

3) Friedrich Schlichtegrolls Necrolog auf das Jahr 1792 (Gotha, bey J. Perthes, 1795) und Supplementband des Necrologs auf die Jahre 1790 bis 1793 (Gotha, bey J. Perthes, 1798).

geht, mit der sich Bahrdt nun all die Jahre durch die Compendien schleppt. Wer seitdem über ihn geschrieben hat, Frank, Prutz, Edgar Bauer und andere, hat im wesentlichen aus diesen drei Veröffentlichungen geschöpft. Die hochbedeutsame Briefsammlung<sup>4)</sup>, die Pott sechs Jahre nach Bahrdts Tode herausgegeben hat, ist im allgemeinen unbeachtet geblieben. Teilgebiete der Wirksamkeit und schriftstellerischen Leistung Bahrdts sind in Werken über den Philantropinismus, über die komische Literatur, über die Leben-Jesu-Forschung<sup>5)</sup> eingehender behandelt worden.

Eine Gesamtdeutung des in vielen Farben schillernden, schon zu Lebzeiten von den einen als wahrer Teufel verschrieenen, von den andern vergötterten, seine Fäden über das ganze damalige gebildete Europa spannenden Mannes ist meines Wissens nirgends zu finden. Sie soll im folgenden in großen Zügen versucht werden. Die ins einzelne gehende Darstellung bleibt einer größeren Arbeit vorbehalten.

## 1.

Wenn die Herkunft für die Deutung eines Menschen Entscheidendes aussagt, so fließt diese Quelle bei Bahrdt nicht eben reichlich. Geboren ist er in jenem mitteldeutschen Raum, aus dem im achtzehnten Jahrhundert so viele Intelligenzen erwachsen. Es ist vielleicht kein Zufall, daß in dem engen Dreieck Kamenz — Bischofswerda — Rammenau innerhalb eines Vierteljahrhunderts drei Revolutionäre des Geistes zur Welt kommen, von denen Bahrdt gewiß der kleinste ist, wenn ihn auch Immanuel Berger<sup>6)</sup> dreist neben den größten von ihnen stellt. Bodenständig ist ihm Bischofswerda nur von der

4) Briefe angesehenen Gelehrten, Staatsmänner und anderer an den berühmten Märtyrer D. Karl Friedrich Bahrdt seit seinem Hinweggange von Leipzig 1769 bis zu seiner Gefangenschaft 1789. Nebst anderen Urkunden. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1798. 5 Teile. Der fünfte mit dem Untertitel: Pragmatische Geschichte und endlicher Aufschluß der Deutschen Union oder der XXIIer aus ihren Urkunden entwickelt, nebst dem vorzüglichen Briefwechsel derselben.

5) Pinloche, La réforme de l'éducation en Allemagne au 18ième siècle. Paris 1889. — J. Leyser, Karl Friedrich Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzis, sein Verhältnis zum Philantropinismus und zur neueren Pädagogik. Neustadt an der Haardt. 1867. — Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Von D. Friedrich W. Ebeling. Leipzig 1865. — Albert Schweitzer, Von Reimarus zu Wrede. Tübingen 1906.

6) Geschichte der Religionsphilosophie. Berlin 1800.

Mutter Seite her, Elisabeth Ehrenhausen, die zu ihrer Zeit als das schönste Mädchen Sachsens galt. Der Vater, Johann Friedrich Bahrdt, entstammte einer seit Generationen in Lübben heimischen Familie langlebiger, mit Glücksgütern nicht gesegneter, ehrbarer und von der servilen Luft staatlicher und kirchlicher Funktionen durchtränkter „Bürger“. Weit nach Schlesien erstreckte das Geschlecht seine Zweige, und nach Mecklenburg, wo am Duodezhofe zu Neustrelitz einer den Dichterlorbeer um seine Stirn wandte, ohne freilich reich und berühmt zu werden. Johann Friedrich Bahrdt erringt nach den üblichen studentischen Hungerjahren als „Hofmeister“ durch Keckheit und Rednergabe hochadlige Protektion und läßt sich von ihr gern auf der Stufenleiter geistlicher Ämter weiter-schieben. Aus dem Diakonat in Bischofswerda führt ihn der Weg über die Pfarre in Schönfeld bei Dresden und die Superintendentur in Dobrilugk in raschem Wechsel nach Leipzig, wo er schließlich zum ordentlichen Professor der Theologie, Primarius an der Thomaskirche, Generalsuperintendenten und Domherrn von Meissen aufsteigt. Sein Leben hat einen Anstrich von Unruhe und Gehetztsein, der auch in Leipzig nicht verschwindet, weil weder seine geistigen Kräfte noch seine materiellen Mittel seinen glanzvollen Stellungen ganz entsprechen. Die redliche Bemühung des seiner eigenen Unzulänglichkeit sich bewußten Mannes um Ausfüllung seiner wissenschaftlichen Lücken ist achtenswert, aber seine schriftstellerische Produktion, größtenteils drängender Schulden halber auf den Markt geworfen, bleibt unter dem Durchschnitt jener vielschreibenden Zeit. „Hiob hat in seinem Leben nicht so viel gelitten, als ihn sein Ausleger leiden läßt“, sagt die Allgemeine Deutsche Bibliothek von seinem Hauptwerke. Ein streitbarer Orthodoxer lutherischer Prägung, der „die Notwendigkeit polemischer Predigten“ verteidigt, ist dieser Mann doch ein Freund geselligen Lebens und verbringt seine freien Stunden lieber mit einflußreichen Männern und anmutigen Frauen als im Familienkreise. Daß er sich dann eine Equipage halten kann, gibt den Ausschlag für Annahme des Generalsuperintendentenpostens, den er einsichtsvoll sich eigentlich nicht zutraut. Dem Lebensstil des Adels sich wenigstens anzunähern ist ihm ebenso Wunschtraum wie von der Sonne hoher Gunst beschienen zu werden. Eigenständig bürgerliches Selbstgefühl hat er nicht. Es war zu jener Zeit wohl nur bei den Bürgern der alten freien Reichsstädte zu finden.

Überschattet von einem Wechsel der äußeren und inneren Grundhaltung werden viele dieser Wesenszüge in dem Lieb-

lingssohn wieder sichtbar, dessen Brüder über bescheidenes Mittelmaß nicht hinausgewachsen sind.

Von der Mutter, die ihn überlebte und ihm in seinen späteren Lebensjahren wohl ganz verständnislos und fremd gegenüberstand, ist er erbmäßig kaum beeinflusst. Er rühmt an ihr „sanftes, gefälliges und liebevolles Wesen“.

## 2.

Daß es in diesem geistlichen Elternhause mit der Erziehung der Söhne nicht eben zum besten bestellt war, liegt auf der Hand. Die öffentlichen Elementarschulen lagen im Argen. Sie zu besuchen war überdies für die Kinder des höheren Bürgers nicht standesgemäß. So kamen „Hofmeister“ ins Haus, Studenten und junge Theologen, die unterkriechen oder die Gunst des einflußreichen Professors gewinnen wollten. Bahrdt schildert sie durchweg als unfähig und verdorben. Eins ist sicher: diese Art der Erziehung lockerte die Wurzeln, die die Jugendzeit sonst in Familie, Heimat und gesellschaftliche Schicht senkt, und ließ sie verkümmern. Später kamen die Söhne auf hohe Schulen, die altberühmte Nicolaischule und das Internat von Schulpforta. Nirgends hielt Carl Friedrich lange aus, nirgends errang er Lorbeeren, aber den verderblichen Wirkungen der Gemeinschaftserziehung erlag er bald.

Wo der Jugend die warme Einbettung in eine harmonische häusliche Welt fehlt, machen sich die Umwelteinflüsse um so stärker geltend. Leipzig, dessen Bevölkerung hin- und herschwankte zwischen kursächsischem Patriotismus und fritzischer Begeisterung, wechselte im siebenjährigen Kriege oft den Herrn und die Besatzung. Das lockere Leben der Kriegsvölker lockerte auch die städtischen Sitten. Skrupellose Werbung brachte leichtsinnige und abenteuerlustige junge Männer in Gefahr. Bahrdt verfiel bald allen diesen schlimmen Einflüssen einer langen Kriegszeit. Nur mit Mühe machte ihn der Vater aus Werberhänden wieder frei. Spiel und gefällige Frauenzimmer zogen ihn bald in ihren Bann. So schüchtern und befangen er der Weiblichkeit auf gleicher gesellschaftlicher Ebene gegenüberstand, so hemmungslos tobte er sich in den Kreisen der Venus vulgivaga aus. Die Liebe hat in Bahrdts Leben nie etwas bedeutet, die Sinnlichkeit sehr viel. Seine Ehe, ihm von Anfang an nur Geschäft, hat er nicht sowohl durch andere Liebschaften zerstört als vielmehr dadurch, daß ihm jede Sublimierung des rein körperlichen Sexualbedürfnisses fremd war. Es ist ihm zu glauben, daß weder die schöne Frau Bollmann in Erfurt

noch die Damen der Gesellschaft in Gießen, die ihn anschwärmten und seiner Frau beständig Anlaß zu Eifersuchtsszenen gaben, noch die Frau von der Goltz, die ihm nach Halle glühende Liebesbriefe schrieb, ihm irgend gefährlich geworden sind. Bordellmädchen und Mäde sind seine Partnerinnen auf dem erotischen Parquett. Sie beanspruchen nichts von seinem Herzen und seiner Seele. Seine im Punkte der geschlechtlichen Moral gar nicht prüde Zeit hätte ihm das nachgesehen, wenn er nicht auch auf diesem Felde schließlich alle Spielregeln seiner gesellschaftlichen Schicht gröblich verletzt hätte.

## 3.

Selbstverständlich widmete sich Bahrdt dem Studium der Theologie. Hier standen ihm alle Wege offen. Ob auch irgendwelche innere Neigung mitsprach, wird nicht deutlich. Zuerst saß er zu den Füßen des Apokalyptikers Crusius, dessen pietistische Mystik den fantasiebegabten Jüngling tief beeindruckte. Noch gegen Ende seines Lebens nennt er ihn den „größten Philosophen seiner Zeit“. Erst allmählich erschloß sich ihm Sprachforschung und Textkritik und damit die Bedeutung eines Ernesti. Dann freilich warf er sich mit Eifer auf dieses Gebiet. Seine ungemaine Sprachbegabung kam ihm zustatten. Lateinisch reden und schreiben konnte er zeitlebens ebensogut wie deutsch. Tiefgründige Forschung dagegen war weder hier noch irgendwo seine Sache.

Ein ungemaines Geltungsbedürfnis führte ihn schon sehr früh auf das Gebiet der literarischen Produktion. Als Siebzehnjähriger veröffentlichte er mit ganz unzulänglichen Kenntnissen eine Schrift „de usu linguae arabicae ex comparatione cum ebraea“<sup>7)</sup>, von der er später selbst sagt „worinnen ich auf eine höchst armselige Art zeigte, daß die arabische Sprache zur Erläuterung des Hebräischen brauchbar sey“. Michaelis besprach sie abfällig in den Göttinger gelehrten Anzeigen. Das hat ihm Bahrdt nicht vergessen und in den „Kritiken über die Michaelische Bibelübersetzung und die exegetischen Grundsätze, welche er darinnen befolgt hat“<sup>8)</sup> gründlich heimgezahlt.

Seine oratorische Begabung trat bald hervor, freilich auch seine Neigung zu extravaganter Formulierung und Persiflage. In der Predigt „pro candidatura“ überraschte er durch eine glanzvolle Rechtfertigung des ungläubigen Thomas, der seinen

7) Leipzig 1748.

8) Frankfurt a. M. 1773.

Beinamen ganz zu Unrecht führe und „uns allen vielmehr zum Muster dienen muß, nach welchem wir mit gleicher Vorsicht verfahren und Dinge der Religion nicht eher für wahr halten“ dürfen, als bis wir durch die Stärke der Gründe überzeugt sind. In Gießen hat er später einmal gewettet, daß er in seiner nächsten Predigt die Schneider schlecht machen werde. Er predigte dann über die göttliche Vorsehung, die auch für die unvernünftigen Geschöpfe Sorge, vom Elefanten, Löwen, Affen bis zu den unwertesten, den Schneidern. Auf die Beschwerde der Schneiderzunft rechtfertigte er sich mit dem Anstrich der Harmlosigkeit: er habe doch die zahllos an der Lahn herumfliegenden Libellen gemeint, die der Volksmund „Schneider“ nannte.

In rascher Folge Katechet, Adjunkt, Dozent und sogar außerordentlicher Professor stellte er als beliebter Kanzelredner bald seinen Vater in Schatten, der freilich die Schnitzer verbessern mußte, die der Sohn in seinen Vorlesungen machte. Zahlreiche Disputationen und Dissertationen bestand er mit Glanz. Sie erschienen auch im Druck. Seinem Vater machte er mehr als zweihundert Predigtentwürfe. Alles schien auf eine glanzvolle Karriere hinzudeuten. Da stürzte das ganze Kartenhaus zusammen. Eine üble Affaire mit einer Dirne und einer Kupplerin wurde publik. Daß das Privatleben des jungen Professors, der so arrogant und stutzerhaft durch die Grimmaische Straße flanierte, alles andere als heilig war, hatte man schon lange gemunkelt. Aber das hätte man überhören können. Jetzt, wo Lärm geschlagen wurde, ja eine Disziplinar- und sogar Kriminaluntersuchung drohte, warf alles Steine auf ihn, und nur die sofortige Niederlegung aller Ämter und Würden konnte das Ministerium in Dresden bewegen, um des hochangesehenen Vaters willen die Dinge niederzuschlagen.

Der erste von den vielen goldenen Bällen, die das Schicksal Bahrdt in den Schoß warf, war verspielt.

#### 4.

Bahrdts theologischer Standpunkt in dieser Zeit war orthodox. Das war nicht die Frucht eigenen Nachdenkens. Er schwamm im Strom des gegebenen Milieus. Zwar stieß er „auf viele Stellen des Neuen Testaments, in denen Anführungen des Alten Testaments waren, aber bey deren Vergleichung fand ich oft, daß sie gar nicht das enthielten, was sie im Neuen Testament bezeugen sollten“. Aber es fiel ihm nicht ein, „die Lehrsätze selbst zu prüfen“. Auch Ernesti lehrte ja bei allem Hinweis auf Sprachgebrauch, Gewohnheit gleichzeitiger Schrift-

steller und grammatische Erklärung, daß die Schrift „nur einen Sinn haben könne“.

Spielerische Eitelkeit und die Sucht, mit seinen Gaben zu prunken, verführten ihn, das damals sehr verbreitete Erbauungsbuch „Der Christ in der Einsamkeit“ des Fürstlich Carolathischen Oberhofpredigers Martin Crugot<sup>9)</sup> unter die orthodoxe Lupe zu nehmen. Gegen alle Sitte literarischer Kritik und ohne Achtung vor fremder geistiger Leistung ergänzte er es mit Schriftstellen und eigenen Ausführungen, in denen er den Sinn des innig-frommen, keineswegs aufklärerischen Buches häufig verdrehte, und gab es als „Der wahre Christ in der Einsamkeit“<sup>10)</sup> heraus. Das erregte gewaltiges Aufsehen, und mit eins stand Bahrdt im Brennpunkte theologischen Interesses. Der „schwarze Papst von Hamburg“, Johann Melchior Goeze, lobte ihn sehr und versuchte in der Folge, ihn in eine frei gewordene Diakonusstelle seiner Diözese zu ziehen. Alles, was freigeistig war, bekämpfte ihn ebenso nachdrücklich, nicht nur Nicolaï's Allgemeine deutsche Bibliothek, sondern auch Klotz, der ihn in seinen „Acta literaria“ als einen orthodoxen Einfaltspinsel neben Ziegler und Friedrich Teller stellte, und Thomas Abbt, der auf ihn die Satire „Erfreuliche Nachricht von einem evangelisch-lutherischen Auto da Fé“<sup>11)</sup> schrieb. Lavater aber, ohne sich irgendwie sachlich mit Crugot zu identifizieren, entfaltete in den „Zwei Briefe an Herrn Magister Bahrdt“<sup>12)</sup> groß und edelsinnig die Fahne der anständigen Gesinnung mit dem damals keineswegs selbstverständlichen Motto: „Wenn der Verfasser des ‚Christ in der Einsamkeit‘ ein Heide wäre, so würde ich es vor eine unverletzliche Pflicht halten, ihn gegen Ihre falschen Vorwürfe zu rechtfertigen.“ Bahrdt war ohne Ohr für den warmherzigen Unterton dieser beiden Briefe. Die Gegnerschaft, die er fand, hat ihn jedesmal nur um so stärker in die eingeschlagene Richtung gedrängt und regelmäßig viel weiter geführt, als seiner ursprünglichen Absicht entsprach. Er ließ eine „Sammlung einiger Kanzelreden über wichtige und den Namen des Gekreuzigten verherrlichende Wahrheiten der Religion“<sup>13)</sup> folgen, in denen und zumal deren Vorwort mit „heiligen Lästereien“ des neologischen Schrifttums und seiner Verfasser nicht gespart wird und von christlicher Liebe keine Spur zu finden

9) Breslau 1758.

10) Leipzig 1764, 2 Bde.

11) Hamburg 1766.

12) Breslau und Leipzig 1764.

13) Leipzig 1764.

ist. Es mögen diese Kanzelreden so nicht ganz gehalten worden sein, wie sie gedruckt sind. Bahrdt selbst erzählt, daß er in jenen Jahren eine Zeitlang unter dem Einfluß eines Coätanen aus Schulpforta ganz pietistisch predigte, bis ihn der Selbstmord eines zerknirschten Hörers wieder auf die Bahn des „ganz vernünftigen“ Predigens zurückführte. Aber seine Stellung als eines intoleranten, zelotischen Orthodoxen war mit diesen Veröffentlichungen scharf umrissen, und Moses Mendelssohn konnte mit Recht in den Stoßseufzer ausbrechen: „Wohl uns, daß der liebe Gott gütiger ist als Bahrdt!“

Eins war erreicht, und darauf war es dem jungen Dozenten ja am meisten angekommen: Er war eine allgemein bekannte und vom Kampf der Meinungen umbrandete Persönlichkeit geworden.

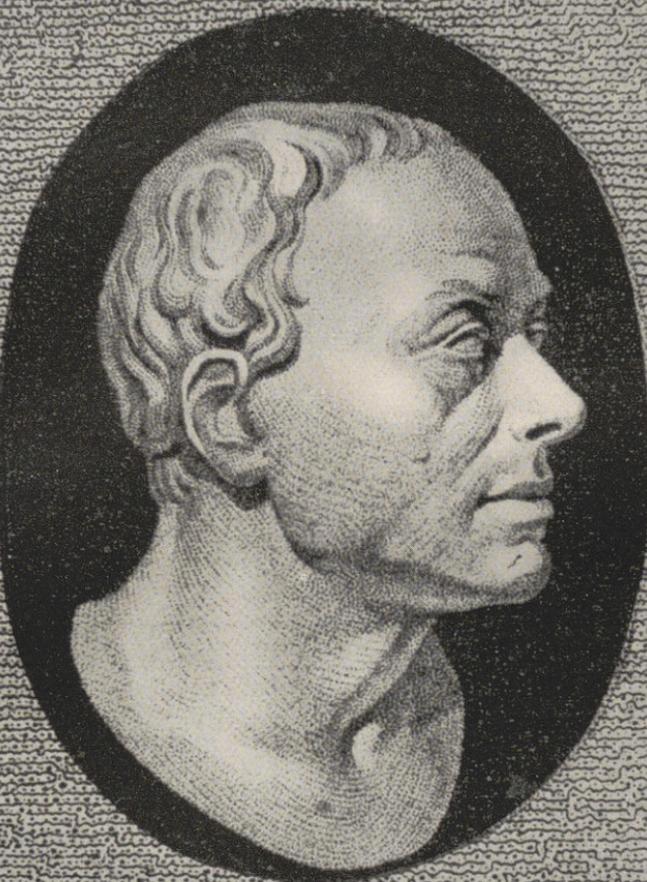
Um so verbreiteteres Aufsehen erregte sein Sturz. In Leipzig kamen Spottverse auf ihn in Umlauf, selbst eine Spottmünze soll geschlagen worden sein.

## 5.

Bahrdt schaute nach Hilfe aus. Trotz der kritischen Verspottung erinnerte er sich der früheren Freundschaft seines Bischofswerdaer Geburtsgenossen Klotz, der ihm einmal das Material zu einem Pamphlet auf den schaumschlägerischen Leipziger Professor Bel geliefert hatte. Klotz, groß in der literarischen Ausposaunung schändlicher und wenn möglich pikanter Histörchen und Anekdoten großer und kleiner Gelehrter, hatte sich den „Fall Bahrdt“ nicht entgehen lassen. Aber sittliche Entrüstung über „den Fehltritt contra sexum“ spielte da nicht mit, hätte auch Klotz' und seiner Horde lockerem Treiben schlecht angestanden. Eher im Gegenteil empfahl hier die menschliche Fehlstelle und ließ hoffen, daß es mit der strengen Orthodoxie doch nicht gar so weit her sei. So versagte sich Klotz denn nicht; er lud den Gestrandeten auf Wochen zu sich nach Halle ein und nahm ihn in die Schar seiner Schützlinge auf. Ihnen weiter zu helfen und eine Position zu verschaffen, darin war er groß und unermüdlich. Schirach hatte er nach Helmstedt gebracht, Riedel nach Erfurt, und so fand sich denn auch am 1. Oktober 1768 für Bahrdt eine Professur der biblischen Altertümer an dieser Universität, der der weit-herzige Kurfürst Josef Emmerich durch Heranziehung aufstrebender junger Talente neuen Glanz zu verleihen suchte. In ihrer Auswahl ließ er sich vornehmlich von Klotz beraten.

Das Renommé war einigermaßen gerettet, die wirtschaftliche Lage keineswegs gefestigt. Denn Bahrdt erhielt in Er-

furt anfangs kein Gehalt und hat es dort nie über 100 Taler gebracht. Die Einnahme an Kolleggeldern konnte bei nur 50 Studenten nicht hoch werden. Aber er vertraute seinem Stern und war wendig genug dazu. Der Versuch, mit einem Mittagstisch für Dozenten und Studenten etwas zu verdienen, schlug allerdings fehl. Er ist bezeichnend genug für die soziale Lage und Stellung der Professoren in der damaligen Zeit. „Wenn früh meine Collegia aus waren, um elf Uhr, band ich ein Tuch vor und ging in die Küche und machte meine Saucen, Schmelzungen und alle Hauptsachen, die die Speisen vollenden, selbst; ein delikater Tisch.“ Niemand fand etwas dabei. Aber Bahrdt hatte bald ein paar hundert Taler zugesetzt. Die schriftstellerische Betätigung brachte immerhin so viel ein, um das flotte Leben in Erfurt einigermaßen bestreiten zu können. Sie wurde allerdings zur reinen Geldquelle herabgewürdigt. Hier liegen die Ansätze zu jener hemmungslosen, sich vielfach wiederholenden, oft unausgegorenen Schreiberei, die sein ganzes Leben durchzieht. Weit über hundert großenteils vielbändige Werke hat er in knapp 30 Jahren veröffentlicht. Einer geschickten Propaganda für seine Schriften ermangelte er nicht. Aber es war sein Schicksal, durch alle seine Bücher in persönlichen Streit mit anderen Menschen zu kommen. Das lag daran, daß er sich nirgends an die Spielregeln hielt, die für seine Zunft und für das Schrifttum seiner Zeit galten. Anschauungen, die dem schreibenden Menschen gleichsam im Blute liegen, waren ihm teils wirklich fremd, wie der Respekt vor der geistigen Leistung anderer, so daß er sich dem begründeten Vorwurf des Plagiats gegenüber ganz naiv damit verteidigte, der Autor könne doch froh sein, daß sein Werk so zu einer größeren Verbreitung käme, teils setzte er sich als echter Revolutionär bewußt darüber hinweg. Er wollte nicht mehr bloß für die Angehörigen seiner Zunft und allenfalls für die paar Gebildeten theologische Probleme erörtern, er wollte sie vor das Forum des „gemeinen Mannes“ tragen. So mußte er sich dessen Niveau auch in der Diktion anpassen. So kam er zu seiner „Übersetzung“ des Neuen Testaments. So entstanden „Ketzer Almanach“ und „Religionsedik“t“. So allein trug er und konnte er tragen den Samen — andere mögen sagen: das Gift — der Aufklärung in die breite Masse, so münzte er ihr Gold in Scheidemünze um, die dem Volke leicht durch die Finger lief, freilich ihm ebenso leicht wieder entglitt. Unverstand und zelotischer Eifer drängten den leicht Reizbaren, allzu williger Beifall der inaktiveren Gleichgesinnten trieb den Eitlen immer weiter auf der aufklärerischen und aufrührerischen Bahn. Die theologische Zunft stieß ihn aus,



D. CARL FRIEDRICH  
BAHRDT.

*Nach einer Büste geg. u. gegt. von J. Saffert. Br. 1793*



aus großbürgerlicher Haltung vertrieb ihn die gekränkte, wieder reaktionär gewordene Staatsgewalt, so endete er schließlich äußerlich in einem niederen Metier. Ein Zeitgenosse, der ihm gewiß nicht übel gesinnt ist, meint, daß er „vielleicht erst als Gastwirt an seinem rechten Ort“ war. Verwurzelt war er nirgends, weder an einem Ort, noch in einem Berufsstand, noch in einer gesellschaftlichen Schicht, noch in Heim und Haus. Etwas ewig bohémhaftes klebt ihm an, aber auch für ihn war „die Bohême eine Sackgasse“. Zu dieser Wurzellosigkeit trug nach der Jugend die Erfurter Zeit mehr bei, als die das äußere Leben ins Bürgerliche zurückführenden Gießener Jahre wieder gut machen konnten.

Erfurt war damals ein noch lockererer Boden als selbst Leipzig. Das Professorengefrett, das es an allen Universitäten gab und gibt, wurde noch gefördert durch die Bikonfessionalität und durch den Gegensatz zwischen der eifersüchtig ihre Pfründen hütenden Altprofessorenschaft und den vom Kurfürsten neu ernannten und besoldeten Männern. Diese waren freilich zum Teil wunderliche Gestalten. An den äußerlich einem saufenden, grölenden und zotenden Jenaer Studenten gleichenden Riedel war Bahrdt empfohlen; Meusel, mit dem sich die Fäden bis in die Hallesche Zeit fortspannen, war eine andersartige, aber nicht weniger extravagante Erscheinung, und selbst der „Regierungsrat“ Wieland hatte, ehe er in die Weimarer Bürgerlichkeit hinüberfand, ein faunisch-lüsternes Gesicht. Dennoch versank keiner von allen diesen in dem giftblumenbunten Sumpf des Bollmannschen Hauses, das damals für die Erfurter Geselligkeit den Ton angab, in dem es Sektgelage gab und Nackttänze, hohes Spiel und ungehemmtes Zotenreißen, freilich auch geistreich-spielerische Gespräche mit morbiden Menschen, wie dem kurmainzischen Statthalter, und eleganten Spott über alles, was heilig war. Jeder von diesen jungen „Professoren“ arbeitete mit an literarischen Zeitschriften und schuf eigene, nicht bedeutungslose Werke, wie denn die Ästhetik Riedels nicht ohne Einfluß auf Kant geblieben ist, und Wielands Dichterstern damals zu strahlen anfang. Auch Bahrdt, munter in dem trüben Strom schwimmend, nachdem er die erste Konsternierung überwunden hatte, die selbst ihn, den abgebrühten Leipziger, packte, ging nicht unter und produzierte viele Schriften, von denen nur der „Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik“<sup>14)</sup> für sein weiteres Leben und die „Briefe über die systematische Theologie zur

14) Erfurt und Gotha 1769/70, 2 Bde.

Beförderung der Toleranz“<sup>15)</sup> für seine weltanschauliche Entwicklung von Bedeutung sind.

Dogmatik lesen durfte der zur philosophischen Fakultät gehörende junge Professor nicht. Darüber wachten eifrig die alten theologischen Pfründeninhaber. Er erwarb deshalb mit Geldmitteln, die der Vater seinem Lieblingssohn nun zur Verfügung stellen konnte, und mit einer den Durchschnitt keineswegs überragenden Dissertation<sup>16)</sup> im Jahre 1769 in Erlangen den Grad eines Doctor theologiae. Dank der Vermittlung des ihm wohlgesinnten Statthalters wurde er Professor theologiae designatus, und nun konnte ihn niemand mehr hindern, theologische Fachkollegia zu halten.

Seine „Dogmatik“ ist als Lehrbuch für seine Hörer gedacht und nicht ohne Seitenblick auf die dadurch gewährleistete Absatzfähigkeit geschrieben. Sie ist in der sorglosen, rasch hingeworfenen Bahrdtschen Art „sehr übereilt“, wie die Allgemeine deutsche Bibliothek sagt, abgefaßt. Inhaltlich ist sie durchaus kein krasser Übergang von der Orthodoxie zur Neologie der Sack, Spalding, Jerusalem, wenn sie auch einige der Zeit besonders anstößig gewordene Lehrsätze fallen läßt. Sie verdient aber das Ernestische Urteil durchaus, daß sie „in keinen wesentlichen Sachen“ von der offiziellen Kirchenlehre abweiche und daß ihr Verfasser „kein ketzerischer Mann“ sei. Freilich, die Wittenberger Fakultät, angerufen von zwei Altprofessoren, die den Neuling gar zu gern zur Strecke gebracht hätten, war gegenteiliger Meinung, und durch den langdauernden, in breiter Öffentlichkeit mit schärfsten Waffen geführten literarischen Kampf gegen ihr „Responsum“ und ihre Hintermänner hat Bahrdt nicht nur die Marke des Ketzers aufgeklebt bekommen, sondern auch sich selbst immer mehr in die aufklärerische Richtung hineingesteigert. Immer wieder hat dies Wittenberger Responsum der Verfemung Bahrdts zur Folie gedient, in Gießen und sogar dem Reichshofrat. Er selbst sieht wohl kaum richtig, wenn er meint „Ich glaube gewiß, daß ich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben sein und meine Talente bloß darauf verwendet haben würde, das morsche Lehrgebäude haltbar zu machen und mit philosophischer Weisheit zu übertünchen, wenn ich nicht so viel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte.“ Mit den öden Nachtretern der Calov und Quenstädt hätte sein reger Geist auf die Dauer ebensowenig Gemeinschaft halten können, wie mit dem engstirnigen Zelotismus der Goeze

15) Erfurt 1770/71, 2 Bde.

16) ad caput Marthaei XXIV.

und Ziegler, aber mit der „Feindschaft der Theologen“ hat es schon seine Richtigkeit, und wenn später er selbst sie immer wieder herausforderte, so war er doch zu Anfang ihr schuldloses Opfer.

Wodurch die „Dogmatik“ und noch mehr die bald nachfolgenden „Briefe“ allein überraschen, ist die entschiedene Hinwendung zur Toleranz. „Nichts ist für die Ruhe und Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft wichtiger als Toleranz. Keine Tugend haben uns Christus und die Apostel durch Lehre und Beispiel mehr eingeschärft, als eben diese. Keine ist auch mit den wesentlichen Einrichtungen des Evangeliums genauer und unzertrennlicher verbunden.“ Er bittet Gott, „diesem in unserer Kirche je mehr und mehr einreißenden Unwesen der dummdreisten Ketzermacherei und Intoleranz zu steuern.“ Die beste Religion ist ihm nun die, die am meisten Toleranz übt, und „wie traurig ist es, wenn man gestehen muß, daß gleichwohl unter keinem Volke diese Zierde, ja dieses Kennzeichen der Menschheit mehr vernachlässigt worden ist als unter dem Volke der Christen“.

Hatte er aus seinen menschlichen Erfahrungen erkannt, wie sehr er selbst weitgehender Toleranz bedürftig war? Seine erstaunliche Fähigkeit, eine noch eben eingenommene Haltung völlig zu vergessen und ohne Scham in ihr Gegenteil zu verkehren, wird hier zuerst sichtbar.

Aber fortan bleibt der Toleranzgedanke der Leitfaden seines Christentums, das ihm immer entschiedener zur Religion lediglich der Liebe wird.

Noch freilich findet er: „Die Grenzen zwischen Toleranz und Indifferentismus, und wiederum die zwischen Indifferentismus und dem völligen Unglauben, sind so sichtbar wahrhaftig nicht“, und darum kommt es auf die „Grundwahrheiten“ an, die aus dem Wust von kirchlichen Lehrsätzen herausgeschält werden müssen. Auf sie allein dürfen die Theologen verpflichtet werden. „Die zufälligen und entbehrlichen Lehrsätze enthalten die meisten berechtigten Angriffspunkte.“ Das sind Gedanken, die Bahrdt gewiß nicht zuerst gedacht hat. Neu und eigenartig aber ist, unüberlegt und berechnend zugleich, der Weg zu diesen „Grundwahrheiten“. Sie sollen dadurch ermittelt werden, daß „alle Theologen“ unter Zugrundelegung seiner „Dogmatik“ ihm brieflich ihre Meinung mitteilen. „Ich werde ehrliche Verschwiegenheit wahren. Ich werde ihre Briefe excerptieren, vergleichen, die einigen und die streitigen Punkte sondern, von jedem Correspondenten mit deutlichstem Bericht hierüber neues Gutachten erbitten. Dieses alles werde ich in meinen Brie-

fen ... vorlegen. Diese Briefe sollen von nun an das öffentliche Archiv ihrer Stimmen abgeben.“

„Werden viele ihre Meinungen dem willkürlichen Gebrauch und der Privatfassung eines einzelnen überlassen?“ fragte die Kritik mit Recht und fürchtete, es werde des Schreibens und Gegenschreibens kein Ende nehmen. So war es auch. Die „Briefe“ und die späteren „Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche“<sup>17)</sup>, so sehr sie anfangs von den Neologen begrüßt worden waren, wurden rasch zu einem Tummelplatz für die eigenen theologischen Fehden des Herausgebers. Beide Unternehmungen versandeten bald.

Jerusalem, Basedow, Semler hatten Bahrdt anerkennend darüber geschrieben, aber das Mißtrauen gegen ihn war in den Kreisen der Aufklärer noch nicht überwunden. Lavater schrieb skeptisch: „Es freut mich, wenn Sie aus reinen Absichten duldsamer geworden sind.“ So hatte Bahrdt gleichsam eine Stellung zwischen den Fronten bezogen. Aber sein Wunsch ging dahin, „die Partei der Aufgeklärten auf meiner Seite zu haben“.

## 6.

Daß Bahrdt in Erfurt nicht festwurzelte, war ebenso die Folge des fortgesetzten Haders wie seiner eigenen Unruhe. Unablässig suchte er nach einer besseren Pfründe. Wen auch immer er zu seinen Gönnern zählen zu können meinte, setzte er in Bewegung. Als ihm zugetragen war, Lessing würde maître de plaisir am braunschweigischen Hofe, bewarb er sich um dessen Bibliothekarstelle. In Erlangen, in Helmstedt wollte er Professor werden. Auf Basedows Nachfolge in Hamburg machte er sich Hoffnung. Dem Minister von Münchhausen in Berlin empfahl er sich für ein geistliches Amt unter besonderer Hervorhebung seiner Heterodoxie, mußte aber die Antwort einstecken, man sähe hauptsächlich auf einen exemplarischen Lebenswandel.

Alles war vergeblich.

In Erfurt reichten trotz aller schriftstellerischen Betriebsamkeit die Einkünfte bald nicht mehr. Mit Aufbesserung seiner Bezüge konnte er nicht rechnen. So blieb zur Festigung der materiellen Position nur die reiche Heirat. Bedenkenfrei beschritt er diesen Weg. Er fing an, berühmt zu werden. So war er wohl keine schlechte Partie. Aber seine Lebensgewohnheiten führten ihn nicht in die fundierten Bürgerkreise. Jeder Fami-

17) Riga 1771.

lienverkehr war ihm unsympathisch. Aus häuslichem Glück hat er sich nie etwas gemacht. Die Dame seiner Wahl sollte möglichst „ohne Anhang“ sein. Nach mancherlei fehlgeschlagenen Versuchen glaubte er in der jungen Witwe Kühn, der Tochter des verstorbenen Superintendenten Volland, die richtige gefunden zu haben. Sie sollte sechstausend Thaler besitzen, hübsch war sie auch, und bald in ihn so rasend verliebt, daß sie allen ihr zugetragenen Gerüchten über seinen lockeren Lebenswandel gegenüber taub blieb. Am 29. Juni 1769 wurde die Hochzeit gehalten.

Die Geschichte dieser Ehe ist eins der trübsten Kapitel im Leben Bahrdts. Die Frau, in völliger sexueller Hörigkeit zu ihm stehend, war prüde, putzsüchtig und wenig haushälterisch. Daß er sehr bald Seitenwege ging, hetzte sie von Jahr zu Jahr mehr in eine hysterische Eifersucht. Ihr Vermögen erwies sich zum größten Teil als Chimäre. Zahlreiche Kinder wurden geboren, aber bis auf zwei Töchter starben sie jung. Der zum Familienleben ganz untaugliche Mann hat sich um sie kaum gekümmert. Nur eine stand ihm zuletzt in Halle nahe. Taktlos und wenig geschmackvoll hat er in seiner Lebensgeschichte und in einem seiner Romane die Erzählung seiner Ehe ausgesponnen und zur Folie seiner Reformideen gemacht. Das hat den Bruder der Frau auf den Plan gerufen, und so erleben wir das Trauerspiel, daß die intimen Einzelheiten pro et contra in dicken Büchern abgehandelt werden und der Nachwelt aufbehalten sind.

Wirtschaftlich war Bahrdts Lage eher schlechter geworden. Mitunter kam es so weit, „daß ich nichts mehr hatte, und sogar das Marktgeld mir fehlte, das meine Frau verlangte“. Schulden waren gemacht. Riedel war ihretwegen schon verhaftet worden. Aber der lächelnde Optimismus verließ ihn nicht. „In meinem Leben hatte ich's so oft schon erfahren, daß die Vorsehung ungesuchte und unerwartete Hilfe mir gerade in den Augenblicken gesandt hat, wo ich ihrer am allerbedürftigsten war.“ Er hatte sich nicht getäuscht:

Am 27. Oktober 1770 ging ihm die Anfrage zu, ob er eine Professur und Predigerstelle in Gießen anzunehmen bereit sei.

In seiner Antwort nennt Bahrdt diese Anfrage „die Erhöhung eines Gebets, welches ich seit anderthalb Jahren fast täglich zu Gott gethan habe“.

## 7.

Die Jahre in Gießen sind der Höhepunkt des Lebens und Wirkens des Theologen Bahrdt. Nirgends wieder hat er,

wie hier, seine Gaben entfalten, vor allem seine ungewöhnliche Berufung und Neigung zum Kanzelredner auswirken können. Nirgends ist er ernstlicher gewillt gewesen, seine Ämter bestmöglichst zu versehen. Daß er auch hier letztlich scheiterte, war ebensowohl Folge der „Feindschaft der Theologen“ wie seiner radikaler und starrer werdenden Gesinnung ebensowohl seiner nonchalanten Art der Lebensführung wie seiner Unfähigkeit, eine Autorität anzuerkennen, die ihm zwar im äußeren Rang, aber nicht in der geistigen Bedeutung überlegen war. Diese Unfähigkeit berührt sich mit den besten Wesenszügen des „deutschen Professors“ vor seiner Einzwängung in die gleichmacherische Organisation des Beamtenstaates. So mischt sich auch hier Schuldhaftes und Schuldloses, Schlimmes und Achtenswertes.

B a h r d t s Berufung nach Gießen ist das Ergebnis einer typischen Professorenintrigue, die der unbedeutende Theologe B e c h t o l d anzettelte, ein Mann, der als Pietist hochgekommen war und nun den veränderten Wind auszunützen hoffte, der unter dem neuen Landgrafen und seinem aufklärerisch gesinnten Minister H e s s e, dem späteren Schwager H e r d e r s, wehte. Aber zur Fakultät gehörte auch der hochorthodoxe alte B e n n e r, der gegen B a h r d t s Berufung Sturm lief und sie unter Hinweis auf das Wittenberger Responsum vereitelt hätte, wenn nicht E r n e s t i und S e m l e r sich in Briefen an H e s s e nachdrücklich für ihn eingesetzt hätten. So wurde er von vornherein hineingestellt in den schärfsten Kampf der Richtungen und die Fakultät in zwei Lager gespalten. B e n n e r, von weitreichendem Einfluß auf die hessische Geistlichkeit, hetzte unermüdlich gegen ihn und schrieb, als es kurz vor seinem Tode zum Abgang B a h r d t s gekommen war, triumphierend in das Dekanatsbuch: „Divina nos clementia a Bahratio liberavit“, nicht ohne ein lateinisches Spottgedicht hinzuzufügen. Aus B e n n e r s Haltung sogen eine Menge kleiner Kläffer in und außerhalb der Fakultät den Mut zu gehässigen Pamphleten, Rezensionen, Resolutionen, Eingaben, Beschwerden, die in einem voluminösen Band des hessischen Staatsarchivs unter der Betitelung „Zänkereien der Professoren Bahrtdt, Benner usw.“ erhalten sind. Das alles hat B a h r d t s Zeit und Kraft weitgehend in Anspruch genommen, obwohl er sich an der Veröffentlichung eigentlicher Streitschriften kaum beteiligte und sogar mehrmals ernstliche Anstrengungen zur Herbeiführung eines Friedens machte. Aber was er predigte und was er an eigenen Werken schrieb oder an fremden herausgab, goß immer wieder Öl ins Feuer, und die Art, wie er es tat, war von dem

durch Gewohnheit geheiligten Gebrauch so abweichend, daß ihn auch die allerhöchste Stelle, solange er ihr Wohlwollen genoß, nicht gegen die Angriffe schützen konnte. Als er es aber verlor, wozu er durch Taktlosigkeiten manches beitrug, mußte seine Stellung unhaltbar werden. Sein privates Leben war nicht untadelig, und daß seine Studenten ihm in den Freudenhäusern des nahen Wetzlar begegneten, hob sein Ansehen nicht. Dennoch wuchs er in Gießen zeitweilig in eine Art bon-vivantmäßiger Bürgerlichkeit hinein und spielte in der guten Gesellschaft eine Rolle, wie er sie nie wieder, auch nicht als Leiningerscher Generalsuperintendent, erreichte. Angesehene Männer, wie der Vizekanzler der Universität Johann Christoph Koch, der Literaturprofessor Christian Heinrich Schmid, der Frankfurter Verleger Hofrat Deinet wurden seine Freunde. Die Studenten liebten und verehrten ihn, die Damen der Gesellschaft schwärmten ihn an.

## 8.

Mit Recht durfte Bahrdt seine Lehre und sein Schrifttum darauf abstellen, daß er nicht nur in Kenntnis seiner aufklärerischen Haltung, sondern gerade um ihretwillen berufen worden war.

Er war klug genug, „eine recht christliche, d. h. Christusvolle“ Antrittspredigt in seiner Pankratiuskirche zu halten, „welche laute und untadelhafte Bekenntnisse der Hauptlehre des Lutherthums enthielt, und übrigens, durch Inhalt und Ausdruck, so rührend war, daß sie unwiderstehlich von Herzen zu Herzen ging“. Seiner meisterhaften Beredsamkeit gelang es, die Bürgerschaft der Stadt und das massenhaft hinzugeströmte Landvolk völlig für sich einzunehmen. „Ich hätte an dem Tage keinem Menschen rathen wollen, von mir ein nachtheiliges Wort zu sprechen, der Pöbel hätte ihn gesteigt.“

Bewußte Heuchelei war das so wenig wie der Doktoreid auf die symbolischen Bücher.

Bahrdt hielt sich durchaus noch für einen rechtgläubigen Theologen, und sein Kampf hatte bis dahin nur der Herausschälung der „Hauptlehre des Luthertums“ aus einem Wust von Beiwerk gegolten, das die Jahrhunderte und eine sture Theologie darum herum gefilzt hatten. Das war der Sinn seiner „Briefe“, seiner „Vorschläge“, das war letzten Endes auch der Sinn der Schrift „Eden, das ist Betrachtungen über das Paradies und die darin vorgefallenen Begebenheiten“, die er bevorwortete und ohne Nennung ihres Verfassers herausgab. Sie war das Werk des zu Erfurt in philosophischer Stille und Ver-

borgenheit lebenden Friedrich Heinrich von Gerstenberg und gab dem damals noch ganz positiven Goethe zu einer höchst polemischen Kritik in den Frankfurter gelehrten Anzeigen Veranlassung. Sie suchte die Entstehung der Anschauung von einem leibhaftigen Teufel zu erklären aus der Neigung des Morgenländers zu phantastischen Grillen, zu personifizierender Verwandlung der Abstracta in Concreta, zur Vorstellung von Naturkräften als Wirkungen von Geistern. In Bahrdts Vorrede heißt es: „Sollte die Religion nicht vielmehr gewinnen, wenn wir durch allmähliche Verwandlung dieser Hypothesen in Wahrheit die ganze Lehre vom Teufel aus der christlichen Kirche verbannten, die Menschen von ihrem Aberglauben reinigten, und sie nicht mehr auf den Teufel, der im Finstern spukt, sondern auf den moralischen Teufel, d. h. auf das ihnen innewohnende Böse und auf die äußerlichen Reitzungen zur Sünde zurückführten?“

Bahrdt hat auch andere Schriften Gerstenbergs herausgegeben, darunter einen „Versuch, den katholischen Lehrbegriff zu verteidigen, von einem Protestant“, der in Verbindung mit seinem Verkehr mit katholischen Prälaten und andern Umständen zu dem Gerede Anlaß gegeben hat, er neige zum Katholizismus, oder gar, er sei katholisch geworden, wie der Renegat Herwig, der später seine Verbindung mit dem Fürstbischof Adam Friedrich von Bamberg und Würzburg vermittelte. In der Tat mußte es stutzig machen, daß er den ersten Teil der „Neueste Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“ diesem Kirchenfürsten widmete. Auch der Schlußaufsatz der „Vorschläge“, der das Bibelleseverbot der katholischen Kirche verteidigt, mochte für das Gerücht angeführt werden können. Aber wenn in Gießen Bahrdt diese Hinneigung gehabt haben sollte, die ja ein ewig wiederkehrender Wunschtraum des intellektuellen Skeptikers ist, so ist sie ihm durch die Verfolgung gerade von den katholischen Mächten gründlich verleidet worden. Mindestens in den Schriften der Halleschen Jahre ist seine entschiedene Gegnerschaft gegen die katholische Kirche zu spüren. Aber auch schon auf der großen Reise nach Holland und England hat er den Lockungen eines katholischen Proselytenmachers widerstanden. Übrigens erklärt sich jene Widmung in echt Bahrdtischer Weise daraus, daß er gehört hatte, der Fürstbischof Adam Friedrich pflege solche Dedikationen mit einem Faß edlen Steinweines zu quittieren. Dieses Mal freilich wurden es nur 50 Flaschen.

In Gießen ist Bahrdt literarisch sehr tätig gewesen, wie ihn denn überhaupt Fleiß immer ausgezeichnet hat. Predigt-

sammlungen, Lehrbücher und Abhandlungen hat er erscheinen lassen, zwei Jahre hindurch hat er die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ redigiert, im Anschluß hat er selbst eine „Allgemeine theologische Bibliothek“ in vier Bänden<sup>18)</sup> herausgegeben. Mit Nachdruck ist er dafür eingetreten, daß die Studenten der Theologie rhetorisch besser geschult werden müßten. Er versteigt sich dabei zu dem Satz: „Augenscheinlich kommt auf das Äußerliche der Beredsamkeit weit weit mehr an als auf das Innerliche.“ Er wird dies Thema später noch oft traktieren. Seine Polemik ist, gemessen am Stil der Zeit, überall maßvoll, wenn auch gelegentliche Spitzen nicht ausbleiben, wie das Motto seines „Entwurf einer unpartheyischen Kirchengeschichte Neuen Testaments“<sup>19)</sup>: *Et inimici juvent*, oder der Satz: Daß so viele Jahrhunderte hindurch kein Buch so schlecht erklärt worden als die Bibel, die mit abergläubischen Augen als ein Buch angesehen worden, welches mit andern menschlichen Büchern nichts gemein hat.

Es scheint mitunter fast, als wüchse er in die Gesetztheit hinein. Aber da reitet ihn wieder der Teufel, und er schlägt mit „Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“<sup>20)</sup> Allem und Allen ins Gesicht. Die Grundsätze, die er in seiner Kritik an *Michaelis* aufgestellt hatte, wollte er nun auf eine eigene Verdeutschung des Neuen Testaments anwenden. Man darf annehmen, daß er mindestens einige der häufigen Versuche kannte, Luthers Bibelübersetzung durch eine bessere zu ersetzen. Sie alle, die mythisch-theologische Berleburger Bibel, wie die herrnhutische Ebersdorfer Bibel, wie die denkgläubige Wertheimer Bibel und die im Sinne der Berliner Aufklärung gehaltene Übersetzung des Rektors *Damm* wahrten den Zusammenhang mit dem überlieferten Urtext und suchten ihn bei aller Tendenz getreu zu verdeutschen. Was *Bahrdt* wollte und in der Einleitung ganz offen aussprach, war etwas anderes. Er wollte aus der Bibel ein „mit Geschmack und Vergnügen lesbares“ Buch für das Volk machen. Dazu meinte er, mit dem Text ganz frei verfahren, nicht nur die „Wortfügung“ durch einen „gleichgeltenden deutschen Ausdruck“ ersetzen, sondern auch einen Gedanken einschieben zu dürfen, der zwar nicht geradezu in den griechischen Worten liegt, den aber der Schriftsteller mitgedacht hat, oder den wenigstens die Parallele authorisiert. Dazu ersetzte er Bilder, Anspielungen und Sprichwörter und löste den „ekelhaften mor-

18) Mitau 1774/75.

19) Frankfurt a. M. 1773.

20) Riga 1772/73.

genländischen Dialog“ auf. Auch umschrieb er einfache Worte mit längeren Ausführungen. Was ihm vorschwebte, war eine dichterische Paraphrase unter völliger Außerachtlassung der traditionellen Scheu vor dem „göttlichen Wort“. Dazu hätte er ein Dichter sein müssen, und eben das war er nicht. So kam denn in vier Büchern eine „Übersetzung“ zustande, die bei „vielen glücklich übersetzten Stellen“ als Ganzes auch die Gesinnungsfreunde unbefriedigt ließ. Man verteidigte sie um ihrer Grundhaltung willen, aber man erkannte ihre Mängel an. Im gegnerischen Lager entfesselte sie einen ungeheuren Sturm von Streitschriften, Spottschriften und Kritiken. Selbst G o e t h e schrieb einen „Prolog“ dazu, der in satirischer Verhöhnung den „Götter, Helden und Wieland“ an die Seite gesetzt werden kann. G o e z e sprach mit dem „Beweis, daß die Bahrdtsche Verdeutschung des Neuen Testaments keine Übersetzung, sondern eine vorsätzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sey“<sup>21)</sup> das Anathema der Orthodoxie. Weit schwerwiegender war, daß der kaiserliche Bücherkommissar aufmerksam wurde und schon damals den Reichsfiskal mit der Sache befaßte. Hier begann jenes Verfahren, das sechs Jahre später mit der Reichsacht enden sollte, und das der in Heidesheim vor den Kopf gestoßene katholische Pfarrer von Bockenheim „mit dem Lipstuliansgesicht“ nur ein wenig geschürt hat.

## 9.

Solange der Minister Hesse allein das Heft in Händen hatte, wurde Bahrdt gegen alle Angriffe gehalten, ja, begünstigt und gefördert. Sein Gehalt, von Anfang an ausreichend, denn Gießen war eine billige Stadt, wurde mehrfach aufgebessert; zumal, nachdem Wieland bei einem Besuch hatte verlauten lassen, „daß man zu Mainz sich übereilt hätte, Bahrdt gehen zu lassen, und daß, im Falle er zu Gießen sein Konto nicht wohl finden sollte, man ihn zu Erfurt wieder mit Vergnügen zurückberufen und verbessern würde“. Er wurde trotz des Widerspruchs aller maßgebenden Gremien Beisitzer des Gießener Konsistoriums, und war nahe daran, Oberhofprediger zu werden. Der Landgraf, dem „alle Scheinheiligkeiten und Muckereien zum Ekel und wie übertünchte Gräber“ waren, und der mit Bahrdt darin einig war, „daß durch die bisherigen Schuhl-Füchseren derer Geistlichen vieles in die Religion gemischt worden, welches nicht Biblisch seyn mag“, wußte,

21) Hamburg 1773.

daß Bahrdt „mehr Wiz und Gelehrsamkeit im kleinen Finger hat, als Ouvrier im ganzen Leibe“, und meinte, er sei „einer der besten Prediger, es wäre gut, ihn zu vociren... er wird seine angebliche Heterodoxie nicht auf die Kanzel bringen“. Aber der schwache und unselbständige Fürst hatte nicht mit dem eisernen Willen seines neuen ersten Ministers Karl von Moser gerechnet.

Dieser, der weniger bedeutende Sohn des Staatsmannes und Staatsrechtlers Jakob von Moser, war einer jener vagierenden Staatsmänner der Zeit, die nach dem Grundsatz „wes Brot ich esse, des Lied ich singe“ von Land zu Land zogen, dabei aber doch den Ehrgeiz hatten, daß der, dessen Brot sie jeweilig aßen, ihr Lied singen sollte. Er war ebenso bigott wie falsch. Ihm schien es „besser, daß ein Land mit einem frommen Minister zugrunde gehe, als daß es unter einem irreligiösen blühe“. Vor allem wollte er unbedingt herrschen, und alles sollte sich nach seinem Willen richten. Anfangs scheinbar freundlich zu Bahrdt, schrieb er ihm noch nach dem Erscheinen der „Neuesten Offenbarungen“: „Ich habe die Schrift mit großem Vergnügen und mit Erleuchtung über viele mir sonst dunkle Stellen gelesen“, aber insgeheim hatte er schon das Verfahren gegen den „Ketzer“ eingeleitet. Seine Ernennung zum Oberhofprediger hintertrieb er mit einem so scheinheiligen wie intriganten Bericht und setzte es durch, daß das Darmstädter Definitorium mit einem Gutachten beauftragt wurde, „ob Bahrdt seinen Doktoren- und Professoreneid gebrochen habe, und ein Irrlehrer sey“, und ob er behahendenfalls „ohne Vorwurf bey der evangelischen Kirche, ohne Schmach der Universität, und ohne Schaden bey der Jugend und seiner Gemeinde länger als ein academischer Lehrer, und evangelischer Pfarrer geduldet werden könne, oder Ihm vielmehr das consilium abeundi zu ertheilen seye“.

Nun standen die Dinge übel. An dem Ausfall des Gutachtens war nicht zu zweifeln. Daß der Landgraf ihm folgen werde, war vorauszusehen. Wenige Jahre später allerdings hat er sich von der Herrschaft Mosers freigemacht und ihn weggejagt.

Da erwies sich Bahrdt noch einmal das Schicksal überraschend günstig: Der Freiherr von Salis trug ihm die Leitung seines Philantropins in Marschlins bei Chur an.

Bahrdt griff keineswegs sofort zu wie bei dem Ruf nach Gießen. Er wäre gern Professor theologiae geblieben. Vielleicht hatte er eine unbewußte Empfindung dafür, daß die Annahme des Rufes für ihn mehr bedeuten werde, als die zeitweilige Übernahme eines nicht theologischen Amtes. So versuchte er denn nicht ganz ungeschickt, die Anfrage zu seinen Gunsten

auszuspielen. Er legte die Entscheidung in die Hände des Landgrafen, nicht ohne freilich für sein Bleiben zwei Bedingungen zu stellen: völlige Niederschlagung des Verfahrens und Zusage der Nachfolge des Seniors der theologischen Fakultät, *Benner*. Der Versuch schlug fehl. Der Landgraf verfügte seine Entlassung. *Moser* verstand es, ihr durch das Verbot, die übliche Abschiedspredigt zu halten „zu Vermeidung noch mehreren Aufsehens und Scandals“ einen verletzenden Charakter zu geben. Der Leichtsinn und die Bohèmehaftigkeit der äußeren Existenz wird darin noch einmal sinnfällig, daß *Bahrdt* an der Grenze unbezahlter Schulden halber verhaftet wurde. Aber auch seine weitgehende Beliebtheit wird deutlich: die Wirtin der Grenzschenke löste ihn aus. Im Frühjahr 1775 verließ er Deutschland auf Zeit. Aber er verließ mehr: er verließ die Theologie auf immer.

## 10.

*Ulysses von Salis* war von *Basedows* neuartigen Ideen der Jugenderziehung tief beeindruckt. Im Gefolge von *Iselin* und *Lavater* wurde er ihr Apostel in der Schweiz. Daneben war er ein geschäftstüchtiger Rechner, und nachdem er das von *Nesemann* und *Planta* in Haldenstein zur Blüte gebrachte Erziehungsinstitut geschickt an sich gebracht und nach *Marschlins* verlegt hatte, hoffte er durch seine Umwandlung in ein Philantropin nach *Dessauer* Muster eine noch bessere Rente daraus zu ziehen. Um einen geeigneten Leiter wandte er sich an *Basedow* und fuhr persönlich zu ihm nach *Dessau*.

Es ist sonderbar, daß es auch hier wieder die extravagante, in ihrem persönlichen Leben und ihrer sittlichen Haltung aus der Norm fallende Persönlichkeit ist, die *Bahrdt* fördert. Nach *Erfurt* hatte ihn *Klotz* gebracht, nun schlug ihn *Basedow* für *Marschlins* vor, obwohl nur sehr lose Fäden zwischen den beiden Männern liefen. Gewiß entsprach *Bahrdts* immer aufklärerischer gewordene theologische Haltung *Basedows* eigenen Anschauungen, aber von der verbreiteten Auffassung der Zeit, daß ein guter Theologe ohne weiteres auch zum Pädagogen taugte, war dieser sicherlich weit entfernt. So muß es das große Zutrauen zu seinen Fähigkeiten und das Empfinden des Gleichen gewesen sein, daß trotz aller bekannten Fehlstellen seiner menschlichen Persönlichkeit *Basedow* zu diesem Vorschlag Veranlassung gab. In der Tat zeigen viele Briefe der Zeit an *Bahrdt*, welches Vertrauen ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde. Das sonderbare Beiwerk,

daß erst nach tagelangem fröhlichen Zechen und geheimnisvoller Überlegung mitten in der Nacht Salis mit diesem Vorschlag aus dem Schlaf geschreckt wurde, kommt auf Rechnung der absonderlichen Wesensart des Vorschlagenden.

Als die pädagogische Aufgabe an Bahrdt herantrat, war er von Erziehungsfragen kaum mehr berührt als jeder Gebildete der Zeit. Die Dozententätigkeit an einer Hochschule schloß zwar ihrem Sinne nach ein pädagogisches Moment ein, aber praktisch trat das schon damals gegen die reine Lehrtätigkeit zurück. Gewiß wird das durch Rousseau geweckte Zeitinteresse für Erziehungsfragen auch Bahrdt erfaßt haben, vielleicht kannte er sogar Locke, und sicher das „Methodenbuch“, das ihm Basedow vor Jahren geschenkt hatte, aber das alles war doch nicht mehr als die Anteilnahme eines geistigen Menschen an einer brennenden Zeitfrage und qualifizierte noch nicht zu einer praktischen Reformertätigkeit an leitender Stelle. Die auf Salis' Wunsch und Kosten vor dem Amtsantritt verbrachten Ausbildungswochen in Dessau, mehr dem heiteren Lebensgenuß zweier epikuräerhaft beanlagter Menschen als ernster Arbeit gewidmet, konnten das kaum ausgleichen. Darum darf es als bewundernswert bezeichnet werden, wie Bahrdt sich in die sachliche Aufgabe hineinfand, sie löste, und die Lösung sogar über den Meister Basedow hinauszuführen verstand. Die ganz modern anmutende Betonung der Vervollkommnung des Körpers neben dem Unterricht in den Wissenschaften und der Veredelung des Herzens als Erziehungsaufgabe, die Erziehungsmethoden: Nachahmung — Belehrung — Belohnung sind Dessauer Gedankengut. Daß die individuelle Glückseligkeit durch Verbindung von Tätigkeit und Lust, wahres Menschentum durch Kosmopolitismus erreichbar sei, ist Zeitideal. Aufklärerischer Geisteshaltung entsprach es, wenn als religiöse Belehrung die „allgemeinen Wahrheiten von Gott, Tugend, Unsterblichkeit mit Wärme“ vorgetragen wurden, das Unterscheidende der Kirchen aber nur historisch. Jedoch im „Marschliner Erziehungsplan“, den Bahrdt verfaßte, und der weiteste Verbreitung fand — kaufte doch allein der Markgraf von Baden zweihundertfünfzig Stück und ließ sie verteilen — steht mehr. Hier klingt der Gedanke an, daß die Erziehung der bestimmten Gesellschaftsschicht angepaßt sein muß, in der sie sich abspielt, daß sie den „Deutschen“ deutscher machen, ihn vor lächerlicher Nachäffung fremder Vorzüge und Torheiten bewahren muß. Die deutsche Sprache soll neben der lateinischen gepflegt werden. In beiden soll mehr Wert auf Sprechfertigkeit als auf grammatische Form-

kenntnis gelegt werden. Die Disziplinen des Unterrichts werden nach den Lebensabsichten der Zöglinge gesichtet. Nicht nur das „Elementarbuch“, sondern differenzierte Lehrmittel werden benutzt. Die Geschichte soll „dramatische Erzählung“, die Physik Experimentalphysik sein, „Logik und Metaphysik nach Wolff“ krönen das Ganze. Das kosmopolitische Ideal ist durch den Satz ein wenig modifiziert, daß erst „durch die Verbindung von Bürger und Weltbürger“ der wahre Mensch werde. Nicht nur der „Glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter, den Herrn der Welt, und an seine über alles ausgebreitete Vorsehung, welche den unsterblichen Seelen gerechte und weise Vergeltung des Guten und Bösen auch nach dem Tode des Leibes bestimmt“ wird gelehrt, sondern in der aufsteigenden Reihe der Helden der Geschichte, der Weisheit, der Tugend ist der Christustempel der vierte, letzte und höchste. Hier redet bei den sonntäglichen, mit Musik und Gesang von Liedern, „die nichts als Gottesfreude athmen“, verbundenen Aufzügen Bahrdt selbst, während an den übrigen Tempeln die Lehrer nach Absingen eines der von Lavater gedichteten „Tempellieder“ „im Ton der Minnesänger“ „ohne allen Prunk der Beredsamkeit“ die großen Geister preisen. Bahrdt wird aber sein Augenmerk darauf richten, „überall den Gedanken zu erwecken, daß alle die Vollkommenheiten, die sich bei jenen in einzelnen Beispielen zeigen ließen, sich in der Person unseres Jesu vereinigen, und daß wir von ihm die beste Kraft und die herrlichsten Antriebe zur Nachahmung jener Vollkommenheiten erwarten können“.

Bahrdt hat Zeit seines Lebens Wert darauf gelegt, ein Christ zu sein, in dem Sinn der Aufklärung, daß er in Christus „das wohlthätigste Werkzeug der Providenz“ sah, den „edelsten und weisesten der Menschen, der sich für die Aufklärung und Beseligung der Menschen aufgeopfert“ und „lediglich aus der Quelle der Vernunft geschöpft“ hat. Er hatte den seiner rhetorischen Begabung entsprechenden Sinn für das Pathos. So liegt in seinen „philantropinischen Gottesdiensten“, mit denen auch die Sitzungen des aus Lehrern und Schülern bestehenden Senates schlossen, ebensowenig, wie in den Gebeten, mit denen er regelmäßig, noch in Halle, seine Vorträge einzuleiten und zu beenden pflegte, „eine auf theatralische Effekte berechnete Komödie“, sondern das ist der Ausdruck des Bedürfnisses, eine mehr oder minder feierliche Handlung mit einem Moment der Sammlung und Besinnung zu schließen, und ihr dadurch bei den Hörenden einprägsames Gewicht zu geben. Dazu boten sich damals die kirchlichen Riten gleichsam von selbst dar.

## 11.

Wenn Bahrdt dennoch in Marschlins, wie auch später in Heidesheim scheiterte, so lag das wiederum an seiner Ungelassenheit und Unfähigkeit, einer Autorität zu gehorchen. Das machte ihm die Einordnung in einen straffen Organismus unmöglich und ihn zur wirtschaftlichen Leitung eines Philantropins ungeeignet. Auch in seinem eigenen Leben ist er trotz sehr guter Jahre niemals zu eigentlichem Wohlstand gekommen.

Über seinen Beziehungen zu Salis stand von Anfang an ein ungünstiger Stern. Bahrdt hielt die ihm vorgeschriebene Reiseroute nicht ein, sondern fuhr über Ulm, um den Dichter Schubarth zu besuchen. Das nahm der eigenwillige Grandseigneur sehr übel. In Frankfurt hatte er inzwischen Ungünstiges über Bahrdt, dieser aber auch unterwegs über ihn gehört. So begegneten sie sich von Anfang an mit Mißtrauen. Das Klima und die Einsamkeit in Marschlins waren drückend. Daß die Leitung der ökonomischen Dinge in den Händen der Mätresse des Freiherrn lag, ärgerte Bahrdt. Sein loser Mund mag öfters ausgeglitten sein. Salis behandelte ihn zwar mit Achtung, aber doch als seinen Untergebenen und Diener, während Bahrdt gleichstehender Mitarbeiter zu sein begehrte. Seine häufigen Reisen nach Chur, wesentlich zu ähnlichen Zwecken wie früher nach Wetzlar, erregten Anstoß. Endlich spielte auch ein politischer Gegensatz hinein: Salis war der kantonale Repräsentant des Königs von Frankreich, Bahrdt aber befreundete sich ostentativ mit Vertretern der österreichischen Partei. So wurde das Jahr in der Schweiz zur grauesten Epoche in Bahrdts Leben. Außer dem Erziehungsplan hat er nichts Schriftstellerisches geleistet. Rhetorisch konnte er sich nur einmal, am Einweihungsfest des von ihm glänzend geschilderten, niemals voll in die Wirklichkeit übersetzten Instituts, ganz auswirken. Der ihn überraschenden und ihm sehr nahegehenden Nachricht vom Tode des Vaters vermochte er noch die stoische Haltung entgegenzusetzen, die nun immer mehr zu einem seiner Wesenszüge wird, aber dann war er am Ende seines Ertragenkönnens, und schon entschlossen, seine Stellung hinzuwerfen und auf gut Glück nach Deutschland zurückzukehren. Da lachte ihm noch einmal das Glück: aus Dürckheim kam im März 1776 die Anfrage, ob er den Posten eines Generalsuperintendenten des Grafen von Leiningen-Dachsburg annehmen wolle.

## 12.

Wie es eigentlich zu dieser Berufung gekommen ist, bleibt bei der Verslossenheit privatfürstlicher Archive sehr un-

durchsichtig. Der Graf von Leiningen war orthodox; ihm konnte an dem als Ketzer verschrieenen Bahrdt nicht viel gelegen sein. Dem aufklärerischen Lager nahe stand allerdings sein allmächtiger Minister Rühl, auch einer jener von Land zu Land ziehenden Staatsmänner, der später als aktiver Teilnehmer der Französischen Revolution in Paris seinen Tod fand. Wahrscheinlich ist, daß er, vielleicht angestoßen von dem berühmtesten Frankenthaler Nachdrucker Gegel, aus dem schönen, dem Grafen gerade aus einer Erbschaft angefallenen Schlosse zu Heidesheim ein Philantropin machen wollte, weniger aus Idealismus und Begeisterung für die Basedowschen Ideen, als weil er glaubte, dadurch Geld ins Land zu bringen, das dem Grafen mehr denn je nötig war, der sich den Fürstenhut aufsetzen wollte. So darf man denn annehmen, daß der Generalsuperintendent auf seiten des Berufenden das Aushängeschild war, hinter dem sich das Wesentliche, die Errichtung und Leitung eines dritten Philantropins verbarg. Auch auf seiten des Berufenen wog diese Aussicht am schwersten. Keineswegs sofort zusagend, machte er für das ihm angetragene geistliche Amt allerhand Vorbehalte. Er wollte mit aller seelsorgerischen Tätigkeit verschont sein. Auch seinerseits wies er auf die Heidesheimer Pläne hin, von denen er irgendwie erfahren haben mußte. Eins ist sicher: Der erzieherische Gedanke hatte den für Neues empfänglichen Bahrdt gepackt. Er ist auch später in seinem Leben immer wieder sichtbar geworden. Für Campes „Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens“ hat er den einführenden Aufsatz „Über den Zweck der Erziehung“ geschrieben; für die Reform der studentischen Ausbildung hat er sich mit der Schrift „Über das theologische Studium an Universitäten“ eingesetzt, in der er sich dahin ausspricht, der künftige Pfarrer müsse nicht nur auf die seelsorgeische, sondern auch auf die praktische Hilfstätigkeit in ökonomischen und hygienischen Fragen geschult werden. Sah er in diesen Zweigen des geistlichen Amtes das Wesentliche, so darf man daraus, daß er gerade sie sich in Dürkheim verbat, darauf schließen, daß es ihm auf das geistliche Amt weniger ankam, wenn er auch eine Art Rehabilitierung darin erblickte, daß ihm ein deutscher Fürst, wenschon ein kleiner, den immerhin pompösen Titel eines Generalsuperintendenten zu verleihen bereit war.

So wissen wir denn von seiner geistlichen Tätigkeit in Dürkheim wenig mehr, als daß er auch hier durch seine Rednergabe faszinierte. Von einer Predigt in Mannheim wird berichtet, „sie habe Tausenden die Achtung vor seinem Herzen

und Talent eingeflößt, welche ihm Vorurteil und Verunglimpfung bisher entzogen gehabt habe“.

Um so reicher ist das Schrifttum über Heidesheim. Nicht nur Bahrdt selbst füllt mit der Schilderung dieser abenteuerlichsten Zeit seines Lebens fast einen ganzen Band seiner Erinnerungen, zahlreiche zeitgenössische Schriften befassen sich damit, und das „Intelligenzblatt“ und „Literaturblatt“, die er dort herausgab, geben ein ins einzelne gehendes Bild von den dortigen Jahren. Drei Fehlstellen werden aus diesem Schrifttum deutlich, an denen das Unternehmen auch unabhängig von der gerade im entscheidenden Augenblick hereinbrechenden Katastrophe scheitern mußte. Die eine war, daß Bahrdt das Philantropin wirtschaftlich als eigenes Unternehmen errichten und leiten mußte, wozu ihm die Mittel und alle Begabung fehlten. Die andere war, daß ihm als dem landesherrlichen Generalsuperintendenten jeder Kredit gewährt und sogar aufgedrängt wurde, was seiner Neigung zur Großspurigkeit Vorschub leistete. Die dritte war, daß die Hemmungslosigkeit seines persönlichen Sichauslebens, vornehmlich auf sexuellem Gebiet, ihm die Beispielhaftigkeit nahm, die der Erzieher besonders nötig hat.

Sehr geschickt hatte Rühl den Plan so angelegt, daß der Graf zwar das ihm entbehrliche Schloß Heidesheim unentgeltlich zur Verfügung stellte und die Verleihung des Professorstitels für alle Lehrkräfte zusagte, im übrigen aber außerhalb allen Risikos blieb. Für die Einrichtung mußte Bahrdt selbst sorgen. Dazu brauchte er Geld. Das sollte eine neue zweite Ausgabe der „Neuesten Offenbarungen“ bringen, die nun bei Gegel erschien<sup>22)</sup>. Sie war um die Jakobus-, Petrus-, Johannes- und Judasbriefe und die als „Aussichten“ betitelte Johannesoffenbarung vermehrt. Sie brachte auch Geld; sie wurde dem Buchhändler aus den Händen gerissen; fünftausend Gulden kamen ein, die Hälfte des nötigen Kapitals. Aber sie brachte das „ketzerische“ Buch auch neu in Erinnerung und gab dem Verfahren vor dem Reichsfiskal Auftrieb. Auch im übrigen war die Tätigkeit Bahrdts wesentlich auf Geldbeschaffung und Propaganda gerichtet. Dazu sollte der Nachdruck der theologischen Artikel der Allgemeinen Deutschen Bibliothek dienen, gegen den Nicolai scharf protestierte und den schließlich der Graf verbot. Dazu wurde eine Buchhandlung eingerichtet, die außer „meinen eigenen Schriften, Schulbücher, Ausgaben lateinischer und griechischer Autoren, Aus-

22) Frankenthal 1777, 4 Teile.

züge aus nützlichen Schriften“ um ein Drittel wohlfeiler liefern sollte als der reguläre Buchhandel. Dazu wurden die üppigen Einweihungs- und Jahresfeste veranstaltet, von denen der Oberamtmann in Alzey zu sagen pflegte, daß sie die Zahl der unehelichen Kinder in seinem Oberamt gewiß um 50 vermehrt hätten. Dazu wurde ein Gasthof, eine Schmierseifenfabrik der Erziehungsanstalt angegliedert. Dazu endlich diente jene abenteuerliche Reise nach Holland und England, die Bahrdt mitten im Winter ohne Mittel und ohne Sprachkenntnisse dennoch so erfolgreich durchführen konnte, daß er mit dreizehn neuen Zöglingen und einem Sack voll Geld zurückkehrte.

Was an dieser romantischen Fahrt, die er mit viel Phantasie und zweifelhafter Wahrheitsliebe geschildert hat, für die Deutung des Mannes interessiert, ist seine weitreichende Berühmtheit. Am Niederrhein, in Holland und in England gelang es ihm unschwer, mit namhaften Persönlichkeiten in Verbindung zu kommen, mit dem Arabisten Schultens in Amsterdam, dem Naturforscher und Religionsphilosophen Priestley und dem Weltumsegler Forster in London und mit anderen, mit denen sich die Korrespondenz bis zu seinem Lebensende fortspann. In London knüpfte sich auch sein Faden zur Freimaurerei; er wurde in die englische Loge aufgenommen und lernte die geheimnisvollen Formen kennen, die er später bei dem Aufbau der „deutschen Union“ auswertete. Freilich führte ihn der Weg überall auch in die Kreise der Halbwelt und der sich dort herumtreibenden Abenteurer, wie er sich denn in London mit dem aus Hessen geflüchteten Rat Raspe anfreundete, dem phantasievollen Autor der Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, die später Bürger ins Deutsche übertrug.

## 15.

Stolz, daß „Leute, die mich auf meiner Hinreise nicht angesehen hatten, mich jetzt ihrer Freundschaftsversicherungen würdigten“, empfing Bahrdt schon die Glückwünsche seiner von seiner Rückkunft benachrichtigten Freunde. „Es waren die seligsten Tage meines Lebens, welche ich auf meiner Heimreise verlebte.“ Da las er im Frankfurter Ristretto auf der letzten Station in Oppenheim, daß ihn ein „Conclusum“ des Reichshofrats von allen seinen geistlichen Ämtern suspendierte. Daß in Worms, in Speyer, in Frankfurt seine „Neuesten Offenbarungen“ verboten worden waren, hatte er noch vor seiner Abreise im „Heidesheimer Korrespondenz- und Intelligenzblatt“ mit spöttischen Glossen bekanntgegeben. Nun traf ihn der Keulen-

schlag. „In meiner Seele waren nun alle Freuden auf einmal erstorben.“ Aber auch hier wieder die stoische Haltung: „Mein Gesicht erblaßte nicht. Ich spannte alle meine Kräfte an, meine ruhige Miene und Stellung zu behaupten. Ich hielt mich. Mit der Miene des Triumphierenden zog ich in Heidesheim ein und stellte mich, als ob ich das Konkklusum des Reichshofrats als Spiegelgefecht verlachte und den glücklichsten Zeiten entgegen sähe.“ Er machte bekannt, daß seine Stellung als Leiter des Philantropins nicht betroffen werde. Er entwickelte überall besonderen Eifer. Theateraufführungen, Reitunterricht, Assembléetage wurden eingerichtet, drei Tage lang wurde das Jahresfest im Mai 1779 mit besonderem Glanz gefeiert. Vier wohl-situierte Dürkheimer Bürger schlossen sich zu einer „Ökonomischen Gesellschaft“ zusammen und nahmen ihm die ganze wirtschaftliche Sorge ab, ja, sie sagten für seine Schulden gut und setzten ihm ein Jahresgehalt aus. Der Graf sicherte ihnen das Schloß unentgeltlich auf fünfzehn Jahre zu. Alles sah nach Vertrauen in die Zukunft aus. Nobel zahlte der Graf Bahrdt auch trotz der Suspension seine Generalsuperintendenten-bezüge weiter. Der Ketzerprozeß des katholischen Reichshofrats gegen einen protestantischen Theologen, von den evangelischen Reichsständen mißtrauisch verfolgt, von namhaften Juristen als widerrechtlich gebrandmarkt, fand auch seinen Beifall nicht. Aber der kleine Reichsfürst konnte sich nicht wehren. Der Würfel rollte. Die theologische Fakultät in Würzburg erklärte Bahrdt für einen Ketzer, weil er an sehr vielen Stellen seiner „Neuesten Offenbarungen“ und seiner im Druck erschienenen Predigten „wesentliche Religionssätze außer Ansehen und Glaubwürdigkeit dadurch setzet, daß er die Beweiskraft der dafür streitenden Gründe schwächt und zerstreuet“. Das Göttinger Gutachten, das ihn in Schutz nahm, weil „jede mit eigener Sach- und Sprachkenntnis nach dem Urtext und nicht bloß nach andern älteren Dolmetschungen verfertigte neuere Übersetzung natürlicherweise von jeder andern und selbst von der kirchlichen mehr oder weniger verschieden ausfallen müsse“, aber „sowohl die biblischen Sach- als Sprachkenntnisse sehr vorteilhaft unter uns vermehren könne ... ohne sich der Gefahr oder wenigstens dem Verdacht auszusetzen, göttliche Schriften halb und halb wie menschliche behandelt zu haben“, verhallte ungehört. Am 27. März 1779 erließ der Reichshofrat das Finalkonklusum dahin, Bahrdt werde „nunmehr alles einigen Bezug auf die Religion habende Bücherschreiben, Lehren und Predigen ein für allemal bei Vermeidung schärferer Strafe, nicht nur gänzlich untersaget,

sondern auch fernerhin ernstgemessenst befohlen, durch eine öffentliche vor der Herausgabe an die kaiserliche Bücher Commission im Reich zur Einsicht einzuschickende Druckschrift, über die in seinen ... Büchern ... enthaltenen, den allgemein angenommenen Lehrbegriffen der drey im Römischen Reich bestehenden Religionen, in mancherley Betracht zuwiderlaufende, grosses Aufsehen und Ärgernis erweckende, sehr unbestimmte und zweydeutige Sätze und Ausdrücke, ein deutliches Bekenntnis von der wahren Gottheit Christi so wohl, als von der Heiligen Dreyeinigkeit, auch daß er solche in Zweifel zu ziehen niemals gemeint gewesen, binnen Frist von zwey Monaten umso gewisser abzulegen, als er im Widrigen auf Lebenslang ausser den Gränzen des Römischen Reiches ohnnachsichtlich verwiesen werden solle“.

Es war die drohende Reichsacht. Der Graf mußte ihn entlassen. Auch mit dem Philantropin ging es abwärts. Besorgte Eltern zogen die Zöglinge zurück. Die Zustände in Heidesheim verschlechterten sich. Eine Gruppe der Professoren intriguierte gegen ihn. An ihrer Spitze stand der Abenteurer *Thomson*, der später, ein typischer Vertreter des seiner Zeit eigenen Hochstaplertums als „Admiralitätsrath *H. L. Ibbeken*“ und „Präsident der teutschen Gelehrtenrepublik und typographischen Gesellschaft“ die Reichsgräfin *Marie von der Leyen* in Blieskastel mit einem Buchhandlungsprojekt nach *Bahrdschem* Muster zu schröpfen suchte. Er war der abenteuerlichste der höchst zweifelhaften Elemente, die *Bahrtdt* als „Professoren“ an sein Philantropin geholt hatte. Denn alle psychologische Menschenbeurteilung ging ihm ab. Der „Ökonomischen Gesellschaft“ gingen die Mittel aus. *Bahrtdt* stand vor dem Nichts. Diesmal warf ihm das Schicksal keinen goldnen Ball zu.

## 14.

Ein Widerruf kam für ihn nicht in Frage. Er hätte die ganze Entwicklung verleugnen müssen, die seine geistige Persönlichkeit in zehn Jahren durchlaufen hatte.

Nach Gießen war er, aller ihm in Erfurt vorgeworfenen Heterodoxie zum Trotz „noch ganz rechtgläubig“ gekommen. „Die Göttlichkeit der Offenbarung, die unmittelbare Sendung Jesu, seine Wundergeschichten, Dreyeinigkeit, Gnadenwirkung, natürliches Verderben, Satisfaktionstheorie“ waren ihm feststehende Normen gewesen. Aber eine nach der anderen bröckelte ab. „Zuerst gab ich die Dreieinigkeit auf.“ „Die Veröhnungslehre wurde mir allmählich zu einem der allerschäd-

lichsten Irrthümer.“ Noch war er zwar nicht „auf die Idee gekommen, daß der Geist Gottes die durch die Lehre Jesu aufgeklärte Vernunft sey“, wohl aber hatte er nun die Vorstellung, „dass Christus ein Mensch gewesen sey, dem Gott seine Weisheit unmittelbar mitgeteilt, den er zur Erlösung der Menschen befehliget, und bey dessen ganzem Geschäft Gott unmittelbar mitgewirket habe, und daß er darum Gott heisse, weil Gott selbst in und durch ihn wirksam gewesen sey“. In Marschlins ist er „zu dem Ergebnis gekommen, daß das Alte Testament ein für die Religion ganz entbehrlisches Buch sey, weil es zur Aufstellung oder Bestätigung derselben nicht das Mindeste nütze und gegenseitig durch seine Überladung mit Wundern und Übernatürlichkeiten den Verstand des grossen Haufens verwöhne und die Vernunft unwirksam mache“. Auf der Reise „dachte ich bey mir selbst: solls wohl mit der ganzen positiven Religion nichts sein? solls wohl mit der ganzen Offenbarung Täuscherey sein? was bedarfs denn des ganzen positiven Krams? wozu denn Offenbarung, wenn die menschliche Natur den Stoff der Wahrheit und Seligkeit in sich selbst hat?“.

Wer ungeachtet ihm von Macht und Tradition angedrohter äußerer Nachteile seine Überzeugung nicht preisgibt und nicht den Mantel nach dem Wind hängt, verdient Achtung, selbst bei denen, denen die Überzeugung inhaltlich gegen den Strich geht. Darum verdient sie Bahrdt, und alle Schlacken, die seiner menschlichen Persönlichkeit anhaften, können sie ihm nicht rauben. Er tat, wie er war, mehr. Statt des Widerrufs verfaßte er sein „Glaubensbekenntnis“, mit dem er seine als ketzerisch gebrandmarkte damalige theologische Überzeugung zusammenfaßte, unterstrich und dem „freiheitlich gesinnten“ Kaiser Josef II. ins Gesicht schleuderte. Das war unklug. Aber es war tapfer und ehrlich. Und allein schon um dieser Tat willen darf der Mensch Bahrdt nicht verworfen werden, auch wenn er den Märtyrerlorbeer, der sich um seine Stirn wand, später nicht immer blank gehalten hat. Und auch nicht, weil er auf die Hilfe seiner Berliner Gesinnungsfreunde rechnete.

Dieses „Glaubensbekenntnis“, „höchst wahrscheinlich das Bekenntnis eines sehr grossen und ansehnlichsten Theiles der Deutschen Nation“ verwirft die Lehren „von der Erbsünde, von der Zurechnung der Sünde Adams, von der Nothwendigkeit einer Genugthuung, von der bloss und allein durch den Heiligen Geist in dem sich leidend verhaltenden Menschen zu bewirkenden Bekehrung, von der ohne alle Rücksicht auf unsere Besse-

rung und Tugend geschehen sollenden Rechtfertigung des Sünders vor Gott, von der Gottheit Christi und des Heiligen Geistes im Athanasianischen Sinne, von der Ewigkeit der Höllenstrafen“ und einige andere. Aber es bejaht den liebenden, erbarmenden und gnädigen persönlichen Gott, des Menschen „so viele herrliche Anlagen zur Tugend, so viele angeborene edle Gefühle und Neigungen, dass vielleicht nur eine andere Erziehungsmethode und von Thyrannei und Luxus mehr entfernte Lebensart nöthig wäre, um der Menschheit ihre ursprüngliche Güte wiederzugeben“, und die individuelle Unsterblichkeit.

Die Berliner, denen Bahrdt sein „Glaubensbekenntnis“ übersandt hatte, ließen es drucken<sup>25)</sup>. Sie hatten ihm bei den Ministern Friedrichs des Großen ein Asyl in Preußen ausgewirkt. In Heidesheim war sein Bleiben unmöglich geworden. Die Spuren des Übersetzers der Wertheimer Bibel, den auch ein Herzog von Braunschweig nur unter getarntem Namen vor Kerker und Schlimmerem zu schützen vermochte, schreckten. So entschloß sich denn Bahrdt zur Flucht. Es ist wahrscheinlich, daß mindestens Rühl um diese Flucht gewußt hat. Er ließ ihm auf der Grenzstation noch vierhundert Gulden auszahlen. Aber nur mit List und Bestechung gelang es, den Gläubigern zu entkommen. Nur die notwendigsten Sachen hatte er mitnehmen können. Ein totkrankes Kind mußte zurückgelassen werden. Es starb wenige Tage später. Unter fremdem Namen ging es durch Deutschland.

Unmittelbar nach seiner Flucht wurde über Bahrdts Privatvermögen der Konkurs eröffnet. Die Versteigerung der Habe einschließlich der nur hundertsechzig Bände zählenden Bibliothek ergab kaum tausend Gulden. Es ist erschütternd zu sehen, wie dürftig der Hausrat des Generalsuperintendenten war. Ein halbes Dutzend silberne Löffel und ein Suppenlöffel, ein wenig Geschirr, ein paar einfache Möbel, geringe Vorräte an Wäsche und Kleidern, das war alles, daneben freilich hundert tönerner Tabakspfeifen und eine Menge Spielkarten. Die Dürftigkeit der Gelehrten war damals groß. Auch Semler empfing den Besucher in seinem Studierzimmer schreibend, wo seine Frau die Wäsche zum Trocknen hatte aufhängen lassen.

Der Erlös des Bahrdtschen Konkurses machte keinen glücklich; jahrelang prozessierten darum die Gläubiger mit den selbst in Vermögensverfall geratenen Mitgliedern der

25) Berlin 1779.

„Ökonomischen Gesellschaft“; dann verschwand er im Sturm der Französischen Revolution, die über die Leiningenschen Lande hinwegbrauste.

Das Philantropin suchte man zunächst zu halten. Rühl selbst trat an die Spitze. Aber es ging nicht. Seine Seele war eben doch Bahrdt gewesen. Mitte der achtziger Jahre standen die Räume des Heidesheimer Schlosses wieder öde und leer.

## 15.

Am 28. Mai 1779 traf Bahrdt in Halle ein und nahm mit seiner Familie im „Kronprinzen“ Wohnung.

Es galt für den achtunddreißigjährigen Mann, eine neue Existenz aufzubauen. Mit unerschütterter Energie ging er daran. Es war nicht leicht. Der Minister von Zedlitz hatte ihm das Recht gegeben, Vorlesungen über Philosophie und Humaniora zu halten, nicht aber über theologische Disziplinen. So war er sozusagen Privatdozent. Die Universität lehnte ihn ab. Gehalt bekam er nicht. Aber von allen Seiten kamen Gelder, die erste Not zu lindern. Die Berliner sandten ihm durch Jahre eine laufende Unterstützung, an ihrer Spitze Friedrich Nicolai, der edelmütig das ihm Angetane vergessend, dem um seiner Überzeugung willen Verfolgten die Hand bot. Aus Kurland schickte man ihm eine größere Summe, zu der der Herzog Peter Namhaftes beigetragen hatte. Aus andern Teilen Deutschlands, aus Ungarn, aus Holland kamen Einzelbeträge.

Das „Glaubensbekenntnis“ hatte überall ungeheures Aufsehen erregt. Eine Flut von Schriften und Gegenschriften erschien. Begeisterte Zustimmung wurde in Briefen kund. Es wurde in fremde Sprachen übersetzt. Die Orthodoxen schäumten. Und damit der Treppenwitz der Geistesgeschichte nicht fehle, erschien gerade jetzt in Holland eine Übersetzung von Bahrdts „Dogmatik“<sup>24)</sup>, die ihn zuerst zum Ketzer gestempelt hatte. Im Vorwort hieß es, daß der Verfasser „jetzt freilich der gottloseste Mensch und ein Werkzeug des bösen Feindes, damals ein Mann nach dem Herzen Gottes“ gewesen sei, und daß gerade „dieses Buch die wahre Salbung habe und den wahren Geist des Christentums athme“.

Die einzige Streitschrift, der Bahrdt zu antworten sich bemüßigt fühlte, war die Semlers. Daß dieser Mann, in dessen Schriften kaum wesentlich Anderes stand, der ihn gefördert und zu dem er aufgesehen hatte, jetzt öffentlich und

---

24) Amsterdam 1780.

gehässig gegen ihn Stellung nahm, enttäuschte ihn schwer. Auch andere Zeitgenossen empfanden es als Unehrllichkeit oder sahen darin ein Zeichen senilen Verfalls. Für Semler, der mit seiner Lehre die überlieferten Spielregeln der theologischen Schriftstellerei geradezu geheiligt hatte, war die Mentalität Bahrdts völlig unverständlich und antipatisch. Den Herzensakt, einem um seiner Überzeugung willen Verfolgten nicht in den Rücken zu fallen, besaß er nicht, wie er denn auch von Zeitgenossen als „eigennützig, von keinem guten Herzen, auf dessen Rechtschaffenheit man kein großes Zutrauen setzen dürfe“ bezeichnet wird. Bahrdts Antwortschrift war würdig und maßvoller als das meiste, was er in seinen literarischen Fehden produziert hat.

Semlers eindeutig feindselige Haltung war die Hauptursache dazu, daß Bahrdt in Halle geschnitten wurde. Die andern Professoren wagten nicht, seine Besuche zu erwidern, die Geistlichen und Lehrer gingen mit abgewandtem Gesicht und vorgehaltenem Hut auf der Straße an ihm vorüber, selbst die Kinder verfolgten ihn mit spöttischen Zurufen und niemand wollte ihm eine Wohnung vermieten. Nur der Philosoph Eberhard nahm sich seiner an und gewährte ihm auch die unentbehrliche geistige Aussprache, aus der er viel lernte.

Seine Betriebsamkeit und sein Fleiß waren bewundernswert. In einem Winter betrug der Umfang seiner schriftstellerischen Leistung einhundertsechzig Bogen. Abhandlungen, Lehrbücher, Übersetzungen, Streitschriften, Romane, selbst Gedichte entlossen seiner Feder, stimmungslose verstandesmäßige Reimereien ohne jeden dichterischen Wert. Seinen Übersetzungen alter Schriftsteller rühmen Zeitgenossen „die vorzügliche Gabe, die Sätze völlig so, wie er sie versteht, richtig im Deutschen darzustellen“ nach, „er dringt ganz in die Denkungs- und Argumentierungsart seines Schriftstellers ein“. Seine Vorlesungen und Vorträge versammelten trotz kleinlicher Schikanen bald einen großen Hörerkreis aus allen Ständen. In einer waren es achthundert. Aber gerade, daß er aus allen Ständen zusammengesetzt war, vermehrte die Feindschaft der zünftigen Gelehrten, und vor allem der Theologen. Als solchen sah man ihn nicht mehr an. Er selbst wollte das auch nicht mehr sein. Er nennt sich nun einen „philosophisch-moralischen Schriftsteller“.

Seine äußeren Umstände verbesserten sich rasch. Ja, er verdiente bald viel Geld, und, taktlos und geschmacklos, wie er war, gab er es auch sichtbarlich wieder aus. Er ritt, er schaffte sich eine Equipage an, er kaufte sich einen Garten vor der

Stadt, er liebte den Wein und das L'Hombrespiel. So bot er den Gegnern neuen Stoff zur Médisance. Auch den, Freunden und Gönnern machte er das Leben nicht leicht. Davon sind die Briefe Eberhards an Nicolai in jener Zeit voll. Die innere Unruhe, die ihn zeitlebens erfüllt hat, die Unfähigkeit, Wurzel zu fassen und sich eines zeitlichen Glücks zu bescheiden, ließ ihn fortgesetzt nach neuen Möglichkeiten ausschauen. Zedlitz klagt einmal in einem Briefe: „Es übertrifft alle Vorstellung, wie Sie mich quälen. Vom Stallmeister bis zum Professor ordinaris matheseos oder Professor der Anatomie kann kein Platz offen werden, den Sie nicht forderten und für den Sie sich nicht empfehlen lassen.“ Lessings Nachfolger in Wolfenbüttel wollte er werden, in Kurland wollte er eine Stelle haben. Campe sollte ihn unterbringen, immer wieder petitionierte er um eine Professur in Halle. Er beehrte ein Privileg zum Halten öffentlicher Badehäuser an der Saale, für Druck und Verlag „von allen für Schulen und Universitäten nötigen griechischen und römischen Autoren“ und erbot sich zur Abfassung von „guten kritischen Handausgaben“, für die die Rektoren und Schulinspektoren den Vertrieb übernehmen sollten, er gründete mit dem Buchhändler Reich in Dessau eine „Gelehrtenbuchhandlung“. „Der Gedanke, daß es Seelengröße sey, die Bahn mit eigener Gefahr zu brechen, und die Republik der deutschen Gelehrten vom Joche der Verlegerschaft zu befreien, schmeichelte mir.“ Aber er verlor an diesem Unternehmen vierhundert Taler. Standesbewußtsein hinderte ihn nicht, sich mit zuweilen recht bedenklichen Heiratsvermittlungen zu befassen und sich dafür hoch bezahlen zu lassen. Daß er dem Phantom des Goldmachens nachjagte, ist selbstverständlich. Er gab darin Semler nichts nach. Aber Beireis in Helmstedt schickte ihm das dazu erbetene Rezept nicht. Seine unglückselige Beschäftigung mit der Medizin kostete seiner Tochter und ihm selbst schließlich das Leben. Aber die Universität Jena war nahe daran, ihm den medizinischen Doktor zu verleihen; es lag nur an seiner Weigerung, sich einer kleinen formalen Prüfung zu unterwerfen.

## 16.

Das schriftstellerische Werk der zwölf Jahre, die Bahrdt in Halle noch zu leben hatte, ist umfänglicher, als alles zusammen, was er in seinem übrigen Leben schrieb. Es ist von sehr ungleichmäßigem Wert, oft flüchtig. Alles, was sich Interessantes in der geistigen Welt bot, griff er auf, sofern es sich irgendwie auf die Grundmelodië bringen ließ: Religion der Vernunft.

Mochte der Rektor Voigt in Quedlinburg eine zelotische Rede gehalten, der „Zopfschulze“ den „himmelweiten Unterschied von Religion und Moral“ behauptet, der Hofrat Rönneberg in Rostock über die symbolischen Bücher in bezug auf das Staatsrecht unklare Theorien aufgestellt oder Starck in Mitau sich gegen den Verdacht, ein Jesuit zu sein, verteidigt haben.

In dieser Zeit tritt seine große satirische Begabung in helles Licht. Seit der Spottschrift seiner Jugend auf den Hofrat Bel hatte sie geschlafen. Jetzt erwachte sie und half ihm, die vielen literarischen Fehden zu bestreiten, in die er verwickelt wurde. Die dem Kanonikus Ziegler in den Mund gelegte „Standrede am Sarge des weiland Hochwürdigen und Hochgelehrten Herrn Johann Melchior Goeze“<sup>25)</sup> ist eine derb-witzige Verspottung der Hamburger Dunkelmänner, der Roman „Leben und Thaten des weiland Hochwürdigen Pastors Rindvigius“<sup>26)</sup> eine boshafte Persiflage des Pfarrertums der Zeit. Spontaner Eingebung entsprang der, sechs Jahre später in einem schwächeren Aufguß fortgesetzte „Kirchen- und Ketzeralmanach des Jahres 1781“, in dem 555 geistig bedeutsame Persönlichkeiten in einprägsamen kurzen Abschilderungen schonungslos und oft treffend charakterisiert werden. Seit Murners „Narrenspiegel“ war Derartiges nicht versucht worden. Es gab das Vorbild für unzählige ähnliche „Almanache“ und auch für die „Necrologe“, die bald in Aufnahme kamen. Schweres Geschütz fuhr er in dem Streit mit Zimmermann und seinem Sekundanten, dem feigen Fälscher Kotzebue, auf, in dem seine Satire „Zimmermanns Auferstehung von den Todten“<sup>27)</sup> dem gegnerischen „Lustspiel“ „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn“<sup>28)</sup> an Grobheit und Unflätigkeit nichts nachgibt.

Zu den satirischen Schriften Bahrdts gehört endlich das Lustspiel „Das Religionsedikt“<sup>29)</sup>, dessen Autorschaft er zwar niemals zugegeben hat, die aber in dem dieserhalb gegen ihn ergangenen Erkenntnis des Kammergerichts mit guten Gründen angenommen wird. Wenn er schon, als das Wöllnersche Religionsedikt in Kraft gesetzt war, alsbald seine Dozentur niederlegte, seine Vorträge einstellte und sich auf seinen Weinberg und seine Weinwirtschaft zurückzog, so entspricht doch ein temperamentvoller Ausbruch gegen diesen Staatsakt ohne Be-

25) Hamburg 1786.

26) Ochsenhausen (Libau) 1791.

27) o. O. 1790.

28) o. O. 1790.

29) Wien 1788.

denken der Folgen ganz seiner Natur. Kaum wäre er, der in seiner „Lebensgeschichte“ leichtfertig genug mit dem guten Namen ehrenwerter Männer umsprang, mit der Bekanntgabe des Namens eines andern Verfassers zurückhaltend gewesen. Das Spiel schildert nicht ohne Erfindungsgabe und Darstellungsvermögen das „Religionsedikt“ als das Werk eines Wöllner befreundeten, ungebildeten und versoffenen Landpfarrers. Aber es ist unfertig und liederlich gearbeitet; ein ganzer Akt ist nur skizziert und später von dritter Seite ergänzt.

Bahrdt, der über das anonym in Wien erschienene Buch wahllos und leichtfertig allerhand ausgeplaudert hatte, wurde in Untersuchung gezogen und nach übler Behandlung in der Untersuchungshaft zu zwei Jahren Festung verurteilt, wovon er ein Jahr in Magdeburg in läßlicher Haft verbüßte. Das zweite Jahr wurde ihm im Gnadenwege erlassen. Wöllner selbst soll sich für ihn verwendet haben. Eine Frucht dieser Festungszeit ist seine Lebensbeschreibung. Geistig ungebrochen, aber körperlich krank kehrte er auf seinen Weinberg zurück.

## 17.

Aus der Fülle des ernstesten Schrifttums der Halleschen Zeit hebt sich zweierlei heraus: Das „System der moralischen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker“ und die über neun Jahre sich hinspinnenden „Briefe“, die in ihrer Gesamtheit den ersten „Leben-Jesu-Roman“ bilden.

Bahrdt entwickelte sich in Halle immer entschiedener zum vernunftmäßigen Deismus. Als er 1783 die „Neuesten Offenbarungen“ in dritter Ausgabe unter dem Titel „Das Neue Testament oder die Neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum Christum und seine Apostel“<sup>30)</sup> erscheinen ließ, verwarf er „ohne den geringsten Vorwurff meines Gewissens“ in der Vorrede „alle meine bisherigen Schriften einschließlich meines Glaubensbekenntnisses“. „Ich sehe die Offenbarung jetzt als eine gewöhnliche und natürliche Veranstaltung der göttlichen Vorsehung an. Ich betrachte Mosen, Jesum, wie den Konfuz, den Sokrates, den Luther, den Semler und — mich selbst, als Werkzeuge der Vorsicht, durch welche sie auf die Menschheit Gutes wirkt — nach ihrem Wohlgefallen. Ich war überzeugt, daß alle diese und ähnliche Männer lediglich aus der Quelle der Vernunft geschöpft hatten.“ Eberhard hatte ihn „überführt, daß Christus keinen wesentlichen Lehrsatz vorgetragen habe, den Socrates nicht ebenfalls gelehrt hätte“. Damit hatte die

30) Berlin 1783, 4 Teile.

positiven Lehrsätze des kirchlichen Systems „meine Vernunft sämmtlich aus mir vertrieben, wie einen unreinen Geist“ und „eine solche Mischung von Freude, Ruhe und Stolz war es, die mich jetzt durchglühte“. Deshalb „entschloss ich mich, nun selbst ein Lehrgebäude des reinen Christenthums aufzustellen, welches die Resultate meines vieljährigen Prüfens und Nachdenkens enthalten sollte“. Das war das „System der moralischen Religion“, das auch unter dem Titel „System der reinen Lehre Jesu und der Apostel“<sup>31)</sup> verbreitet wurde. Keiner der beiden Titel erschöpft den Inhalt ganz. Das Werk ist eine alle Lebensgebiete umfassende, im dritten Teil das Politische eingehend behandelnde „Encyclopädie der sittlichen Volkskenntnisse“. Schon vorher hatte Ba h r d t in der auch heute noch lesenswerten Schrift „Über Pressfreyheit und deren Gränzen“<sup>32)</sup> die Gedanken der Aufklärung politisch zu formen unternommen, und die Sätze geprägt: „Freyheit, zu denken und zu urtheilen, unabhängig von Autorität, ist das heiligste, wichtigste, unverletzliche Recht der Menschheit“; „Die Freyheit, seine Einsichten und Urtheile mitzuteilen — es sey mündlich oder schriftlich, ist, eben wie die Freyheit zu denken, ein heiliges und unverletzliches Recht der Menschheit, das über alles Fürstenrecht erhaben ist.“ Er war dabei nachdrücklich selbst für den Atheismus eingetreten, so sehr er seine persönliche Auffassung von ihm distanzierte. Die Schrift hatte weitgehend Beachtung gefunden. Sie wurde in juristischen Werken zitiert, und das Kammergericht stützte eins seiner Urtheile damit. Jetzt zog er vornehmlich im dritten Teil seines Moralsystems Ursprung und Umfang aller Rechte und Obliegenheiten des Menschen und der Regenten in den Kreis seiner Betrachtungen. Vieles Moderne ist darunter. „Gebrauche die natürlichen Rechte nie zum vermeidlichen Schaden Deiner Mitbürger, sondern suche vielmehr überall dadurch ihren Nuzen oder Vergnügen zu befördern“; Unentgeltlichkeit und Schnelligkeit der Rechtspflege; das „bestmögliche würde seyn, wenn alle Mitglieder der Gesellschaft, die die Waffen führen können, Soldaten wären“; „Verbannung des Luxus“; „Sicherheit ist das Wesen und der Hauptzweck aller bürgerlichen Strafen. Ein Nebenzweck ist Besserung des Verbrechers“; „die Menge der Gesetze tut unaussprechlichen Schaden“; „es ist für den Staat unentbehrlich, daß man arbeitslose Menschen mit Arbeit versorge“; Haftung des Staates für Verschulden seiner Beamten; Preisüberwachung des not-

31) Berlin 1787, Halle 1790, Berlin 1791/92.

32) Züllichau 1787.

wendigen Lebensbedarfs; Schutz des geistigen Eigentums; Kinderprivileg im Steuerrecht — das alles sind Gedanken, die sich hier finden, die nicht absolut neu gewesen sein mögen, die der geschickte Mann aber in einprägsamer Form einem weiten Leserkreis darbrachte.

Hier wie anderwärts bekennt er sich als absoluten Deterministen. „Der Determinismus ist in der Theorie wahr und unwiderleglich. Aber in praxi muß jeder vernünftige Mensch so handeln, als ob er der freieste Herr seiner Schicksale und Handlungen wäre“, heißt es in einem seiner Romane. Darin mag die letzte Wurzel der stoischen Haltung gefunden werden, die Bahrdt immer wieder bewiesen hat.

## 18.

Auch die Deutung des Lebens Jesu lag in der Luft der Zeit. Des Reimarus rein historisch gegründete Betrugshypothese hatte Bahrdt heftig abgelehnt. In seinen eigenen Versuch spielt zweierlei hinein: die Phantastik, die auch in seinem Wesen lag, und die merkwürdige Neigung der Zeit, sich zur Verstärkung einer geistigen Meinung aktivistisch oder in Abwehrstellung zu ordensähnlichen Konventikeln zusammenzuschließen.

„Fausts Höllenzwang“, ein wüstes Compendium magischer Beschwörungen, in dem neuplatonische Anschauungen sich mit billigem Volksaberglauben wunderlich mischen, hatte Bahrdt sich schon als Student zu beschaffen gewußt. Das Buch hatte ihn sein Leben hindurch begleitet. Es ist das einzige aus seiner in Heidesheim versteigerten Bibliothek, dem er nachtrauert, und um dessen Wiederbeschaffung sich auf seine Bitte sogar der preußische Minister bemühen muß. Daß er daraus Geisterzitationen vorgenommen hat, erzählt er selbst. Bringt man damit seine Bestrebungen, Gold zu machen, und seinen wunderlichen Glauben an die Allheilkraft des Mercurius, des Quecksilbers, in Beziehung, so sieht man, daß dieser Rationalist und Determinist keineswegs zu der kristallinen Verstandesklarheit eines Lessing durchgedrungen war, sondern daß in ihm ein starkes phantastisch-mystisches Element lebte, so sehr er allen religiösen Wunderglauben haßte und bekämpfte. Das befähigte ihn, einen Roman über das Leben Jesu auszuspinnen. Aber da ihm alles dichterische Gestaltungsvermögen fehlte, wurde daraus ein „formloses und unästhetisches Ganzes von verzweifelter Länge“.

Der Kernpunkt der Erklärung des inneren Zusammenhangs wird ihm dabei in Auswirkung jener erwähnten Zeitneigung

und in Erinnerung an eigene freimaurerische Erlebnisse die Auffassung Jesu als des Exponenten eines über alle Gesellschaftskreise verbreiteten geheimen Ordens der Essener, der das Volk von seinen sinnlichen messianischen Hoffnungen lösen und zur Religion der Vernunft führen und reif machen wollte. Sein Zweck war „das einzige entscheidende Hindernis der Vervollkommnung der Menschheit und einer fortsteigenden Vermehrung der allgemeinen Glückseligkeit, den Aberglauben, welcher auf Glauben an Wunder und Priesterschaft beruht, zu zerstören, alle positive Religion, welche sich auf unmittelbare Offenbarung stützt, zu verdrängen, der Vernunft ihre Rechte wiederzugeben“ und sein Plan: Johannes sollte ihn verkünden, dann wollte er auftreten und die „Vernunftwahrheiten predigen und die Menschenliebe als einzige echte Tugend und Gottesverehrung verkünden, ohne dabei die positive Religion geradezu anzugreifen“, später eine Gesellschaft unter dem Namen Gottesreich errichten, um die „von Priestern und Tempelpfaffen verdrängte Wahrheit unter der Menschheit zu erhalten und fortzupflanzen“, und endlich „auf eklatante Art sein sichtbares Leben endigen, um durch seinen geglaubten Tod das größte Hindernis seines Zwecks, den Glauben an ihn als irdischen Messias, zu vernichten“. Alles, was an Wundern überliefert ist, läßt sich als zweckvolle Maßnahmen erklären, bei denen der Arzt Lukas eine besondere Rolle spielt. Der Kreuzestod ist ein von Nicodemus und Joseph von Arimathia inszenierter Scheintod, die Erscheinung somit ein ganz natürlicher Vorgang, und die Himmelfahrt das täuschende Verschwinden in den Wolken auf dem Gipfel des Ölbergs.

In sechs Bändchen der „Briefe über die Bibel im Volkston“<sup>33)</sup> und in zwölf Bändchen der Briefe über „Ausführung des Planes und Zweckes Jesu“<sup>34)</sup> gibt Bahrdt bis in alle Einzelheiten mit vielen erfundenen Personen und ermüdenden Dialogen diese romantische Darstellung, nicht ohne „tief empfundene Stellen, besonders in den Ausführungen über das Verhältnis des Wunderglaubens zum wahren Glauben“, und mit teils geistreicher, teils banaler Wiedergabe der Lehre Jesu, die er in den zwei Bändchen „die sämtlichen Reden Jesu, aus den Evangelien ausgezogen“<sup>35)</sup> und den drei Bänden „Analytische Erklärung der Apostelbriefe“<sup>36)</sup> unterbaut.

33) Halle 1782.

34) Berlin 1783—1791.

35) Berlin 1787.

36) Berlin 1787—1789.

## 19.

Beide Werke fanden eine ungeheure Verbreitung. Man kann sie noch heute daran erkennen, daß sie in fast allen deutschen Bibliotheken zu finden sind. In Greifswald wurde ein kritisches Kolleg darüber gelesen. In Erlangen erwog man, ob man dem Verfasser den theologischen Doktor aberkennen sollte. In den bedeutenderen Journalen hatte Bahrdt sozusagen eine ständige Rubrik. In der Broschürenliteratur spielte er eine bedeutende Rolle. Für die Hallesche Zeit allein gibt es mehr als hundert, die sich pro und contra mit ihm beschäftigen.

Das alles mag den unruhigen, immer betriebsamen, aber auch eitlen Mann zu seiner letzten großen Unternehmung angeregt haben, der Gründung der „Deutschen Union“.

Die Neigung, sich in solennen Formen geheimnisvoll zusammenzuschließen, wird in der deutschen Geschichte wiederholt sichtbar. Vielleicht darf man in der im achtzehnten Jahrhundert aufblühenden Sucht, „Orden“ zur Erreichung oder Verteidigung aller möglichen Zwecke zu gründen, eine Übertragung des alten Genossenschaftsgedankens auf geistige Bestrebungen sehen, hindurchgegangen durch die Formen der religiösen Kongregationen und der Freimaurerbewegung.

Eine sonderbare Furcht vor den Jesuiten und ihrem unterirdischen Einfluß beherrschte damals die freisinnig Denkenden. Sie erfaßte selbst die nüchternsten Geister. Nicolai und die Berliner Aufklärer waren beflissen, „geheime Tonsuren aufzujagen“. Mystische und rationalistische Einstellung kreuzen sich in Zusammenschlüssen, die nach außen geheimnisvoll verborgen, den Eingeweihten durch unauffällige Worte oder Gesten erkennbar, erst nach Bewährung in mehreren „Graden“ zu voller Kenntnis des Zweckes und Zieles gelangen lassen.

Aus solcher Geisteshaltung kam Bahrdt dazu, den Orden zur Verteidigung und Ausbreitung der Religion der Vernunft wieder aufleben zu lassen und fortzusetzen, als dessen namhaftesten Exponenten er Jesus von Nazareth hatte erscheinen lassen. Das ist die „Deutsche Union“. Bahrdt will uns zwar auch hier glauben machen, daß Gedanke und Plan von dritter Seite an ihn herangebracht worden sei, aber das Ganze trägt so sehr die Spuren seines Geistes, daß man die treibende Kraft unbedenklich in ihm sehen darf. Die einzige Schrift, die der neue, nur kurzlebige Orden, der mit dem alten Projekt der Gelehrten-Buchhandlung verquickt war, wirklich herausbrachte, war ein Werk seiner Feder. Die auf die „Deutsche Union“ bezüglichen Briefe, die aus ganz Deutschland, aus Kurland, aus Holland, aus der Schweiz, aus Ungarn und Polen, aus Frank-

reich und England einliefen, und die Pott veröffentlicht hat, stammen aus Bahrdts Besitz. Die Nutzbarmachung eigener und fremder Sorge um die Aufklärung, die der Regierungswechsel in Preußen gesteigert hatte, für materielle Eigeninteressen findet in seinen anderen Unternehmungen ihre Parallele. Auch diese Unternehmung ist mangelhaft durchdacht, unbedachtes Reden gefährdet sie und seine Initiative erlahmt bald. Der Zulauf war ungeheuer. Überall her kamen die Taler, deren einen jeder Anmeldende entrichten mußte. Aber die Aufklärungen, die den Anmeldenden zugesagt waren, ließen auf sich warten, und die Geheimhaltung, auf die die meisten Wert legen zu müssen glaubten, wurde nicht streng geübt. Schließlich zertrümmerten ängstlich Gewordene durch Veröffentlichung der Geheimdokumente den ganzen Bau. Der Fehlschlag bot den Gegnern willkommenen Anlaß zu Spott und Verleumdung.

## 20.

Als Friedrich der Große die Augen geschlossen hatte, war es Bahrdt klar, daß es auch mit seiner Meinungsfreiheit vorbei sei. So zog er sich denn auf seinen Weinberg zurück, der „das angenehmste und eleganteste Kaffeehaus um Halle“ war, wo es „alles um die mässigsten Preise“ gab. „Allerhand unschuldige Kunstgriffe“ wandte er zum Anlocken der Gäste an, kündigte eine Weinlese, ein Vogelschießen, ein Hahenschlagen, das Auftreten bekannter Redner, ja sogar ein Turnier an. Der Hauptanziehungspunkt war seine eigene angeregte und freimütige Unterhaltung. Er erzählte „Anekdoten mit vieler Anmut und Beredsamkeit“. Alles ging sehr ordentlich und anständig zu.

Seine Frau war zur Führung eines solchen Betriebes ganz ungeeignet. Sie war wohl auch viel zu „fein“ für diese radikale Umstellung des äußeren Lebens. Aber sie war längst durch die Magd Christine ersetzt, mit der Bahrdt die letzten fünf Jahre lebte. Christine Klar, „keineswegs schön, aber eine tüchtige Wirtschaftlerin“ kann so verworfen nicht gewesen sein, wie sie der Bruder der Frau schildert. Die älteste der Töchter, Marianne, die hübscheste und begabteste, hielt zu ihr und zum Vater und blieb bei ihm, auch als sich die Mutter mit den beiden andern Töchtern von ihm trennte.

Bahrdts Interesse hatte sich der Medizin zugewandt. Aus Tissot und anderen Compendien zog er seine Weisheit, und als die Tochter — wie sich letztlich herausstellte an der Schwindsucht — erkrankte, doktorte er so lange an ihr herum, bis auch der Professor Juncker nicht mehr helfen konnte.

M a r i a n n e B a h r d t starb zwanzigjährig auf dem Weinberg und wurde dort auch begraben. Als ihr Tod eintrat, spielte der Vater gerade L'Hombre; er bat einen Studenten, für ihn weiterzuspielen; als er nach einiger Zeit starren Gesichts wiederkam, und der Student entschuldigend sagte, er habe ein paar Taler verloren, nahm er ihm mit den Worten: „Ich habe heute mehr verloren, ich habe alles verloren, was mir das Liebste auf der Welt war“, die Karten aus der Hand und spielte weiter. Einer, der das miterlebte, hielt es nicht für Gefühllosigkeit, sondern für einen „weitgetriebenen Stoizismus“. Man wird ihm recht geben müssen, wenn man hört, wie B a h r d t seinem eigenen Tode entgegenging. Auch an sich selbst dokterte er herum. Seit seiner Haft krankte er an einem Darmleiden. Als das beste Mittel dagegen glaubte er Quecksilber in immer größeren Dosen einnehmen zu müssen. Daraus ist das Gerede entstanden, er sei an der Lues krank gewesen. J u n c k e r ist in seiner Schrift über die „Weinbergskrankheit“, wie er „jedes zweckwidrige Verhalten der Nichtärzte in Rücksicht der ärztlichen Volkskenntnisse“<sup>37)</sup> nennt, dem entschieden entgegengetreten. Er hat darin auch den Brief veröffentlicht, den ihm B a h r d t kurz vor seinem Tode geschrieben hat: „Ich kann sterben ohne Arzt und Pfaffen. Ich erschrecke nicht im mindesten. Ich beschwöre Sie vielmehr, mir alles anzukündigen, was Sie ahnden.“ So starb er auch; gefaßt und beinahe heiter. Auf dem Friedhof in Nietleben wurde er begraben. Ein paar Jahre noch umtoste der Haß seiner Feinde und das Rühmen seiner Bewunderer in Schriften und Gegenschriften sein Grab. Dann rauschte eine Weltwende auch über sein Andenken weg, das keine dankbaren Nachfahren wach erhielten. Die einzige Tochter, von deren Schicksal wir wissen, später mit einem Generalmajor v o n W e r d e r in Westfalen verheiratet, sprach von ihrem Vater nie.

## 21.

Von Zeitgenossen, die ihn persönlich kannten, wird B a h r d t geschildert, als ein „Mann von mittlerer Größe, mager, etwas gebückt, braunes Faunengesicht mit nicht unangenehmem Lächeln, feurigen Augen unter dicken schwarzen Augenbrauen, hervorragender Unterlippe“. Seine Profilbilder wecken die Erinnerung an Römerköpfe. Sein gesellschaftlicher Umgang war angenehm, er war „freundschaftlich, ungezwungen, flößte Vertrauen ein, sprach schön, präzis, gedankenvoll“. „Ein feiner Epikuräer, der lebte und leben ließ, der selbst sich alle Mühe

37) Halle 1792.

gab, zu anderer Vergnügen beizutragen, den es aber auch weiter nichts kostete, andere aufzuopfern, sobald es in seinen Handel paßte.“ Auf ernsthafte Verbindung mit ihm durfte man sich nicht einlassen. Er war sehr nachlässig, im Alter auch in seinem Äußeren, und über die Maßen leichtsinnig. Er hatte „bey allem, was ich als zukünftig denke, nur für die frohe Seite der Sache einen Sinn, und sah die schlimme Seite nicht“.

Die sonderbarsten Gegensätze sind in seinem Wesen vereinigt. Unüberlegt und ohne Ausdauer ist er doch häufig berechnend und ungeheuer produktiv. Rücksichtslos satyrisch und ohne Dankbarkeit selbst die verhöhrend, die ihm Gutes und Freundschaft erwiesen hatten, sagt er doch einmal: „Solange man den geringsten Menschen nur durch einen Wink zu beleidigen oder den kleinsten Wurm zu quälen nicht für ebenso abscheulich hält, als über das Heilige Abendmahl zu lachen oder über die Taufe zu spotten, so lange wird an keine große Verbesserung auf unsrer Erde zu denken seyn.“ Eben noch der ärgste Ketzermacher, preist er im nächsten Augenblick die Toleranz in den höchsten Tönen. Gegen den Schluß seines Lebens verwirft er „alle meine bisherigen Schriften“ und hält sich instande „für jede eine bessere zu schreiben“. Und doch zeigt er auf dem sittlichen Höhepunkt seines Lebens eine durch Androhung der äußersten Nachteile nicht zu brechende Unbeugsamkeit der Überzeugung.

Weil\* ihm die steife Würde der Schicht, aus der er stammt, ein Greuel ist, bleibt er zeitlebens ein Bohémien, und endet schließlich äußerlich im Métier des „gemeinen Mannes“. Ein Bürger, der die neue eigenständige Lebensform noch nicht gefunden hat.

„Bedauert doch den außerordentlichen Menschen, daß er in einer erbärmlichen Zeit leben mußte. Auch daß er immerfort polemisch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit seiner Zeit“, sagt Goethe einmal von Lessing. Auch Bahrdt lebte in dieser Zeit, deren Grundzug „die Entfesselung der subjektiven Willkür und ein gewaltsamer, leidenschaftlicher, selbst zügelloser Sinn ist“. Sie brachte außer Lessing auch einen Voltaire und einen Casanova hervor, und mit allen dreien ist Bahrdt wesensverwandt, wenn ihm gleich die Eleganz und Grazie des einen, die Leichtigkeit und königliche Weisheit des andern und die Fähigkeit des dritten fehlt, „die persönliche Würde jeden Augenblick wieder zu ergreifen und aufzunehmen“. Auch er „gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Welleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte“.

Er gehört zu den problematischen Naturen, an denen dieses achtzehnte Jahrhundert so reich ist, zu den Dippel und Edelmann, den Günther und Lenz. Ihnen allen wurde die Gnade nicht zuteil, zu einer Synthese der in ihrem Innern gärenden Kräfte zu gelangen, die einen Lessing, einen Wieland groß macht. In Bahrdt ist immer ein Zwiespalt. Auch seine Seele ist angerührt von einem Hauche schwärmerischer Frühromantik. Deshalb müht er sich um Jesus von Nazareth. „Christus ward der Held meines Lebens“, sagt er einmal. Aber seine Wahrheit ist die Vernunft. Ihn beherrscht der unbedingte Wille zu dieser Wahrheit, die er erkannt zu haben meint. Er verkündet sie ohne Rücksicht darauf, ob sie allen ins Gesicht schlägt und alles erschüttert. Die Skepsis eines Lessing, der weiß, daß „die reine Wahrheit nur für Gott allein“ ist, hat er nicht. Das Titelkupfer seiner Lebensbeschreibung zeigt seine Büste, an die sich die Göttin der Vernunft lehnt, die ihn mit schwärmerischem Augenaufschlag betrachtet. Darunter aber stehen diese Verse:

Hic ego, qui adauxi rationis luce coevos,  
Centenis carus, diris a millibus ictus,  
Hei seriora dabunt negatas saecula grates.

So wurde er zu einem gewaltigen Zerstörer des dogmatischen Christentums und zum erfolgreichsten Verbreiter der Aufklärung. Auf allen Gebieten, nicht nur auf dem der Religion, hat er eine fortschrittlichere Denkweise gefördert und lichtere Ansichten im Volke ausgebreitet. Er ist ehrfurchtlos und mißachtet alle Tradition, aber durch alle Wurzellosigkeit seines äußeren Seins und allen Zynismus seines Schrifttums schimmert ein Suchen nach einer neuen Form und einem neuen Inhalt.

Abgeschlossen am 3. Dezember 1941.